

K 3412 F

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Engelbert Monnerjahn
Gründer und Heiligtum

August Ziegler
Der Vorsehungsglaube
in unserer Zeit

M. Wilhelmine Schlosser
Geistbeseelt — in Freiheit
gebunden — liebebeseelt

Pater Joseph Kentenich (†)
Christliche Freiheit

Blick in die Zeit

Berichte

Buchbesprechungen

5. Jahrgang

Heft 1

Januar 1970

Inhalt:

Engelbert Monnerjahn	
Gründer und Heiligtum	1
August Ziegler	
Der Vorsehungsglaube in unserer Zeit	13
M. Wilhelmine Schlosser	
Geistbeseelt — in Freiheit gebunden — liebebeseelt	20
Pater Joseph Kentenich (†)	
Christliche Freiheit	28
Blick in die Zeit	38
Berichte	42
Buchbesprechungen	46

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Weigand (Deutschland), August Ziegler (Schweiz)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn und M. Isabell Nei
Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Hörner Straße 91.

Verlag: ORBIS Wort und Bild GmbH., 44 Münster, Postfach 1064, Telefon 4 02 17

Herstellung: Cramer, Greven

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 13,20 zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,—

Gründer und Heiligtum

Von Engelbert Monnerjahn

Das Verhältnis zwischen dem Gründer des Schönstattwerkes und dem Heiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter im Talgrund von Schönstatt darzustellen, bedeutet, wie jeder Eingeweihte weiß, nichts anderes als eine Geschichte des Schönstattwerkes zu schreiben. Wenn dieses Thema in dem nachstehenden Beitrag in Angriff genommen wird, dann kann es verständlicherweise nicht darum gehen, es in seinem ganzen Umfang, bis in alle Einzelheiten hinein, aufzugreifen. Es handelt sich nur um einen Versuch; es sollen nur einige Schwerpunkte, bestimmte Aspekte – allerdings entscheidende – aufgezeigt werden. Pater Kentenich hat immer wieder von diesem Heiligtum gesprochen. Er mußte davon sprechen. Die Botschaft von Heiligtum der Mater ter admirabilis ist ein unabtrennbares Wesensstück des Auftrags, der ihm zuteil geworden war. Er konnte sich von der Verkündigung dieser Botschaft nicht dispensieren, wenn er das ihm aufgetragene Lebenswerk abstrichlos erfüllen wollte.

Weil aber die Botschaft vom Heiligtum ein Wesensstück des Lebenswerkes Pater Kentenichs war, deshalb besitzt sie für die Schönstattfamilie einen unveräußerlichen einzigartigen Rang. Will Schönstatt seinem Gründer die unversehrte volle Treue wahren, so kommt es nicht daran vorbei, sich ununterbrochen in sie zu vertiefen. Hierbei handelt es sich für die Schönstattfamilie um eine Lebensfrage, stellt doch die von Pater Kentenich gekündigte Wirklichkeit des Heiligtums der Dreimal wunderbaren Mutter das Prinzip und Fundament, Lebensquelle und Lebensmitte ihrer Existenz dar. Aus dieser Einstellung heraus wollen die folgenden Ausführungen verstanden werden.

Die Gründungsurkunde

Zum erstenmal erklang die Botschaft vom Heiligtum aus dem Munde Pater Kentenichs in der sogenannten Gründungsurkunde, jenem Vortrag, den der nicht ganz 27jährige Priester am 18. Oktober 1914 vor den Sodalen der Marianischen Kongregation Schönstatt in dem heutigen Heiligtum hielt. Jeder Schönstätter kennt den entscheidenden Text, in dem ein göttlicher Plan entschleiert wurde: Das unscheinbare, in den letzten Jahren als Abstellraum benutzte Kapellchen soll ein marianischer Wallfahrts- und Gnadenort werden. „Wäre es nicht möglich“, so führte Pater Kentenich aus, „daß unser Kongregationskapellchen zugleich unser Tabor würde, auf dem sich die Herrlichkeit Mariens

offenbarte. Eine größere apostolische Tat könnten wir ohne Zweifel nicht vollbringen, ein kostbareres Erbe unsern Nachfolgern nicht zurücklassen, als wenn wir unsere Herrin und Gebieterin bewegen, hier in besonderer Weise ihren Thron aufzuschlagen, ihre Schätze auszuteilen und Wunder der Gnade zu wirken. Sie ahnen, worauf ich hinziele: Ich möchte diesen Ort gerne zu einem Wallfahrts-, zu einem Gnadenort machen für unser Haus und für die ganze deutsche Provinz¹, vielleicht noch darüber hinaus. Alle, die hierherkommen, um zu beten, sollen die Herrlichkeit Mariens erfahren und bekennen: Hier ist wohl sein. Hier wollen wir Hütten bauen, hier (soll) unser Lieblingsplätzchen (sein).“

Der Text gibt zu erkennen: aus dem Kapellchen soll ein Gnadenort von besonderer Art werden: (a) sein Zustandekommen wird von freier, freiwilliger menschlicher Mitarbeit abhängig gemacht („Eine größere apostolische Tat könnten wir ohne Zweifel nicht vollbringen, . . . als wenn wir unsere Herrin und Gebieterin bewegen . . .“). Der den Sodalen vorgetragene göttliche Plan ist also ein Angebot: Wirklichkeit wird der Plan nach den Absichten Gottes nur dann, wenn die Sodalen auf ihn eingehen und die geforderte Mitarbeit leisten. (b) Eine andere Besonderheit des Gnadenortes, der entstehen soll, liegt darin, daß in Schönstatt nicht körperliche Gebrechen Heilung finden, sondern „Wunder der Gnade“ geschehen sollen. „Wiege der Heiligkeit“ soll das Kapellchen werden und damit Ausgangspunkt und Quelle einer religiösen Erneuerung, einer ganzen Erneuerungsbewegung, die zu sehen und zu verstehen ist auf dem Hintergrund der neuen Zeit, die, wie Pater Kentenich überzeugt ist und sagt, „mit Riesenschritten“ naht.

Die Gründungsurkunde spricht damit bereits alles aus, was das Heiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter in Schönstatt für die Schönstattbewegung bedeutet: 1. Es ist ihre Gründungsstätte. In ihm ist die Bewegung entstanden als menschliche Antwort auf einen göttlichen Plan, eine göttliche Initiative, oder, wie es in Schönstatt heißt, aus dem Liebesbündnis, das damals zwischen der Gottesmutter als Repräsentantin der jenseitigen Welt und dem werdenden Schönstattwerk, vertreten durch den Gründer und seine jugendlichen Mitarbeiter, zum erstenmal geschlossen wurde. 2. Das Heiligtum ist ferner die Lebensquelle der Bewegung. Schönstatt verdankt seine Existenz und Fruchtbarkeit in erster Linie nicht menschlichen Anstrengungen, sondern der Tatsache, daß die Gottesmutter im Schönstattheiligtum ihren Gnadenthron aufgeschlagen hat, um hier „ihre Schätze auszuteilen“. 3. Es ist die Heimat der Bewegung. Seit mehr als fünfzig Jahren erfahren die Mitglieder der Schönstattfamilie im Heiligtum die „Herrlichkeit Mariens“ und bekennen, daß sie sich deswegen in ihm wohl und zu Hause fühlen. 4. Endlich ist das Heiligtum die Erziehungs- und Bildungsstätte der Schönstattbewegung. Die Gottesmutter wirkt hier „Wunder der Gnade“, sie schenkt in heimat- und wurzelloser Zeit seelische Beheimatung, wandelt Menschen kraft ihrer mütterlichen Macht, Güte und Weisheit um zu einer „neuen Schöpfung“ und befähigt sie zur Erfüllung

¹ Gemeint ist die deutsche Provinz der Pallottiner.

ihrer Christenaufgabe an der Welt. Laut Ausweis der Gründungsurkunde, so läßt sich zusammenfassend feststellen, ist das Schönstattwerk dem Heiligtum in einer Weise verbunden, die sich enger kaum denken läßt. Die Verbundenheit mit dem Heiligtum war von Anfang an für Schönstatt eine Lebensnotwendigkeit.

Die Sendung des Gründers

Will man diesen Sachverhalt noch besser erfassen, so ist es gut, die Gründungsurkunde mit ihrer Botschaft und ihrem Angebot im Zusammenhang mit dem Leben und Lebensauftrag Pater Kentenichs zu betrachten.

Pater Kentenich war einer jener Menschen, wie der lebendige Gott sie im Laufe der Jahrhunderte immer wieder einmal in seiner Kirche erweckt, damit sie ihr durch die Erfüllung einer bestimmten Sendung einen notwendigen Dienst erweisen. Die Sendung, von der Pater Kentenich sich in Anspruch genommen sah, war die eines „prophetischen Menschenbildners“². Er sollte, wie er sich 1950 einmal bei einem Rückblick auf sein Leben ausdrückte, „den neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ formen, den „geistbeseelten, idealgeliebten Menschen“, „ebenso fern von Formversklavung wie von Formlosigkeit“, „der innerlich an die Gemeinschaft gebunden ist und sich für das universelle Apostolat verschenkt“. Anders ausgedrückt: Pater Kentenich war berufen, der Kirche und der Welt einen neuen Christen und Christentyp zu schenken, wie ihn die heutige Zeit verlangt.

Mit der Verwirklichung dieser Sendung begann er am 27. Oktober 1912, als er, wenige Tage nach seiner Ernennung zum Spiritual des Studienheims Schönstatt, in seinem ersten Vortrag vor den Schülern der Oberklassen in der entschiedenen und schlichten Art, die ihn kennzeichnete, das Programm formulierte: „Wir wollen lernen, uns unter dem Schutze Mariens selbst zu erziehen zu festen, freien, priesterlichen Charakteren.“

In diesen programmatischen Satz war der Hinweis auf die Gottesmutter bewußt und in einer bestimmten Absicht einbezogen worden. Pater Kentenich war überzeugt, daß die Erfüllung seiner Sendung ihm nur in engster Gemeinschaft und Zusammenarbeit mit der Gottesmutter gelingen könne. Die Magd und Mutter des Herrn war in seinen Augen alles andere als eine Randfigur der Heilsgeschichte, die man ohne Gefahr übergehen kann. Bereits als junger Student der Theologie hatte er 1908 im Alter von 22 Jahren in einem Festvortrag ein Bild der Jungfrau-Mutter gezeichnet, das uns offenbart, wie tief und genau ihm ihre Stellung und Rolle in der göttlichen Heilsökonomie aufgegangen war. Maria hat demnach für die gesamte Heilsgeschichte bis zum Ende der Tage einen Dauerauftrag, der zwei Dimensionen kennt: einmal hat sie das Gottes-, Christus-, Kirchen- und Menschenbild zu retten und zu sichern; zum anderen ist sie die amtliche Christusbringerin und die Schutzfrau der Kirche. Für diesen Sachverhalt prägte er später auf der Höhe seines priesterlichen Wirkens die Formel von Maria als dem bevorzugten Werkzeug in der Hand des lebendigen Gottes und der amtlichen Dauergefährtin und Dauer-

² Vgl. den gleichlautenden Beitrag von Günter M. Boll in REGNUM, Januar 1969, S. 26—34.

gehilfin des Heilands bei seinem ganzen Erlösungswerk³. Auf seine Sendung zur Formung des „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ angewandt, hieß das ein Doppeltes: In Maria hat das Vor-, Ur- und Hochbild dieses neuen Menschentyps seine unübertrefflich gültige Darstellung gefunden und: die Mutter Christi ist zugleich die Mutter der Christen, oder, in einer anderen Wendung Pater Kentenichs: die Gebälerin des historischen Christus ist auch die Gebälerin des mystischen Christus. Das wiederum bedeutet: Der Gottesmutter eignet Erziehungsmacht, Erziehungsauftrag und Erziehungsfähigkeit für das Volk Gottes. Niemand zieht und erzieht mehr und besser auf Christus hin als sie.

Die so geschaut und umschriebene Rolle der Gottesmutter hatte Pater Kentenich seit seiner Kindheit an sich selbst erfahren. Der neunjährige Knabe hatte sich ihr in einer unvergeßlichen Weihe überantwortet und seitdem sein Leben in ständig wachsender Gebundenheit aus dem Bündnis mit Maria gestaltet. 1935, bei seinem silbernen Priesterjubiläum, ließ er die in dieser Hinsicht aufschlußreichen Worte fallen: „Meine Erziehung war lediglich ein Werk der Gottesmutter ohne jeden tiefergehenden (anderen) menschlichen Einfluß . . . Sie hat mich persönlich geformt und gestaltet von meinem neunten Lebensjahr an.“

Ein anderes kam hinzu: Im Sommer 1914 wurde Pater Kentenich durch einen Bericht über die Entstehung des Wallfahrtsortes Valle di Pompei bei Neapel⁴ auf eine Tatsache hingewiesen, die zu den grundlegendsten Erfahrungen der Heilsgeschichte gehört, daß nämlich Gott, um der Emmanuel, der Gott mit seinem Volke zu sein, so verfährt, daß er nicht allein Menschen, sondern auch Orte in seinen Dienst nimmt, daß er bestimmte Orte seiner Wahl zu Stätten seiner besonderen Gegenwart und Wirksamkeit macht, und daß in ähnlicher Weise, wie gerade der Bericht über Valle di Pompei bezeugte, Maria sich Stätten erwählt, an denen sie aus göttlicher Ermächtigung ihre mütterliche Wirksamkeit in reichem Maße entfaltet.

Zur gleichen Zeit nun, da Pater Kentenich auf diesem Wege mit dem später von ihm so bezeichneten „Gesetz der ausgezeichneten lokalen Fälle“ bekannt wurde, begab es sich, daß ihm und der jungen Marianischen Kongregation des Studienheims Schönstatt, die er im Frühjahr 1914 ins Leben gerufen hatte, von dem damaligen Obern der deutschen Pallottinerprovinz, P. Kolb, das alte Michaelskapellchen im Talgrund von Schönstatt zur Verfügung gestellt wurde. Aus dieser Konstellation der Dinge blitzte für Pater Kentenich ein Licht auf; er sah eine „offene Tür“: der an ihn ergangene und zur Verwirklichung drängende Auftrag, in Verbundenheit mit der Gottesmutter und als ihr Werkzeug den „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ zu bilden, sollte, wenn nicht alles täuschte, von dem bisherigen Michaelskapellchen aus, das Maria sich zu ihrem Gnadenort erwählt hatte, erfüllt werden. Die Konturen des „Planes“ wurden für ihn sichtbar, den er am 18. Oktober den Sodalen der Kongregation unterbreitete. Für seine Person glaubte er

³ Vgl. Benjamin Pereira, *Marianische Sendung*, in REGNUM, Januar 1969, S. 56.

⁴ Vgl. Cyprian Fröhlich, *Auf einer Totenstadt eine Stadt des Lebens*, in REGNUM, Juli 1968, S. 133–138.

an den „Plan“, ging auf ihn ein und schloß das Liebesbündnis, das die Gottesmutter antrug, um von Schönstatt aus von neuem ihre Herrlichkeit zu entfalten.

Parallele Ingolstadt – Schönstatt

Was Pater Kentenich in der Gründungsurkunde begonnen hatte: die Botschaft vom Gnadenort der Gottesmutter im Heiligtum von Schönstatt zu künden und Menschen in das Liebesbündnis mit ihr zu führen, das war fortan die geheime Triebfeder und Achse seines Wirkens. Allerdings erwartete er im Herbst 1914 nicht, daß die jungen Menschen, zu denen er in der Gründungsurkunde zum erstenmal von der Botschaft gesprochen hatte, diese in ihrer Tragweite auch nur annähernd verstanden. Er war sich im klaren, daß es nicht wenig Zeit, Geduld und Sorgfalt erforderte, bis die Botschaft des 18. Oktober in den Herzen der Zuhörer Leben zu werden und das Leben der Marianischen Kongregation des Studienheims zu formen begann. Mehrere Monate hindurch verhielt er sich als „der geduldig abwartende Schweiger“ (P. Menningen) und erwähnte den Vortrag überhaupt nicht. Erst im Mai 1915 kam er wieder darauf zurück. Zwei Leitgedanken, die damals die Aufmerksamkeit der Kongregation auf sich zogen, leisteten ihm dabei Hilfe: Die „Parallele Ingolstadt – Schönstatt“ und die „Beiträge zum Gnadenkapital der Mater ter admirabilis“. Ein Dokument aus jener Zeit, das die Botschaft vom Heiligtum im Zusammenhang mit der „Parallele Ingolstadt – Schönstatt“ bezeugt und entfaltet, ist der Brief Pater Kentenichs an den im Felde stehenden ersten Präfekten der Schönstätter Kongregation, Josef Fischer, vom 22. Mai 1916, der auch in anderer Hinsicht für die Geschichte Schönstatts große Bedeutung hat. Pater Kentenich nimmt darin den Präfekten mit auf behutsam ausgeführte hohe Gedankenflüge, bei denen er Pläne für die weitere Arbeit der Kongregation, insbesondere der Sodalen, die den grauen Rock trugen, entwickelt. Ausgangsbasis der Überlegungen ist die Überzeugung – und damit läßt Pater Kentenich einen tiefen Blick in seine letzten Absichten tun –, „daß die Frömmigkeit, wie wir sie in unserer Kongregation anstreben, geeignet ist, den alten Glauben ohne schwächliche Konzessionen mit der modernen Seele auszusöhnen und die Lebens- und Kulturwerte unserer heiligen Religion auszumünzen“⁵. Die im Anschluß daran dem Präfekten mitgeteilten Pläne umfassen drei Stadien: 1. geht es ihm um eine organisatorische Erfassung der aus dem Studienheim Schönstatt bzw. der Kongregation ausgetretenen Schüler, die er offenbar mit den Bestrebungen Schönstatts in Verbindung halten will. Hierüber gibt er allerdings nur einen knappen Hinweis. 2. kommt er auf die „Verpflanzung“ der Schönstätter Bestrebungen „auf Limburger Boden“, d. h. in das Mutterhaus und Scholastikat der deutschen Pallottinerprovinz zu sprechen. „Einer der Hauptzwecke müßte drüben Präsidesschulung sein, nicht nur, um später die ständig wachsenden Weltpriester-Kongregationen mit Erfolg leiten zu können, . . . sondern auch um der rapid anschwellenden Jugendbewegung gewachsen zu sein. An der Jugend muß gearbeitet werden . . . Wer die Jugend hat, hat die Zukunft“⁶ . . .“ 3. setzt er eine Anregung auseinander, auf

⁵ Ferdinand Kastner (Hrsg.), *Unter dem Schutze Mariens*, 1. Auflage, Paderborn 1939, S. 335.

⁶ a. a. O., S. 335/36.

die es ihm spürbar am meisten ankommt: „Nicht nur unsere Sodalen, sondern auch Gymnasiasten und Akademiker bringen unserer M. t. a. (der Zeitschrift der Schönstätter Kongregation „Mater ter admirabilis“) begeistertes Interesse entgegen. Ist das ein Fingerzeig unserer himmlischen Mutter, nach dieser Richtung auf die Suche zu gehen nach den Absichten der göttlichen Vorsehung und nach den gewordenen – wenn auch noch unsicheren – Vermutungen die ganze Bewegung langsam, klug und weitsichtig zu beeinflussen und dann wieder weiter auszukundschaften? Wenn unsere Herrin durch uns die gebildete Jugend um sich sammeln wollte – ein Gedanke, zu umfassend, um gleich als durchführbar gehalten zu werden, aber auch zu schön und nach der augenblicklichen Entwicklung der Dinge nicht zu phantastisch, nicht ganz unmöglich, um schlechterdings abgewiesen zu werden. Mir schwebt eine Organisation vor – ähnlich wie unser Ehrw. Stifter die ganze Welt einteilen wollte –, die unserer studierenden Jugend einen Ersatz für die verbotenen Kongregationen bieten könnte, ein Bollwerk und Gegengewicht gegen die monistische Jugendbewegung“⁷. Alle diese Pläne aber, besonders der letzte, in dem zum erstenmal die Idee des heiligen Vinzenz Pallotti vom Weltapostolatsverband in die junge Schönstattfamilie hineingesprochen wurde, können nach Pater Kentenich nur Wirklichkeit werden unter den Händen der Gottesmutter. Darum umreißt er dem jugendlichen Adressaten kurzgefaßt die Stellung und Sendung der Gottesmutter in der göttlichen Heilsökonomie, wie wir sie eingangs schon an Hand des Festvortrags aus dem Jahre 1908 skizzieren konnten: „ . . . daß unsere Patronin kraft ihrer Stellung im Reiche Gottes einen großen Anteil haben wird und muß an der religiös-sittlichen Neugestaltung der Dinge, davon überzeugen mich nicht nur theologische Erwägungen, sondern auch historische Erkenntnisse; daß sie dabei – gerade wie Gott selbst, kraft göttlicher Anordnung – an menschliche Mitwirkung gebunden ist, leuchtet dem ohne weiteres ein, der die gegenwärtige Heilsökonomie einigermaßen kennt“⁸. Tatsächlich hat die Gottesmutter bereits begonnen, sich für ihr Werk die Werkzeuge zu berufen und zu gestalten: „Durch die Weihe haben wir doch einen besonderen Bund mit ihr geschlossen, der beide Teile verpflichtet, nicht nur uns, nein, auch unsere Bundesherrin . . . Haben wir uns verpflichtet, nach ausgezeichneter Marienliebe, nach mehr als mittelmäßiger Selbstheiligung und allseitiger apostolischer Gesinnung und Tat zu streben, so ist Maria verpflichtet, uns für diese Zwecke zu erziehen und zu benützen“⁹. Der Ort aber, an dem dieses Bündnis geschlossen wurde, an den die Gottesmutter sich gebunden hat und der deshalb Ausgangspunkt und Mittelpunkt aller Bestrebungen ist und bleiben muß, ist Schönstatt, das Heiligtum der Mater ter admirabilis. Von ihm heißt es in dem Brief: „Von unserem Kongregationskapellchen muß eine sittlich-religiöse Erneuerung Deutschlands ausgehen nach dem Vorbild Ingolstadts“¹⁰. Und: „Vallendar soll Mittelpunkt bleiben, und zwar unser Kapellchen mit der M. t. a. Personen wechseln, das Kapellchen bleibt.“ Für das persönliche Streben des Präfekten sagt darum Pater Kentenich: „Sie tun gut daran, die

⁷ a. a. O., S. 337.

⁸ a. a. O.

⁹ a. a. O., S. 336/37.

¹⁰ a. a. O., S. 334.

Liebe zu unserem Heiligtum in sich und anderen zu nähren.“ Die Einheit Schönstatts wird an erster Stelle durch „Abhängigkeit vom Kapellchen“ gewährleistet. Das am 18. Oktober 1914 geschlossene Liebesbündnis mit der Gottesmutter wirkt sich aus in „Beiträgen für das Gnadenkapital der Mater ter admirabilis“. Eine letzte Anregung des Briefes lautet darum: „Vielleicht geben Sie auch Ihrer Selbstheiligung das konkrete Ziel der ‚Beiträge zum Gnadenkapital‘ . . .“¹¹

Eine „Botschaft“ besonderer Art über das Heiligtum aus der Zeit des Ersten Weltkrieges stellt das von Pater Kentenich geformte Leben Josef Englings dar. Wenn Pater Kentenich ihn später die „gelebte Gründungsurkunde“ nennt, so gilt das nicht zuletzt im Hinblick auf die Verbundenheit Josef Englings mit dem Heiligtum: sein Leben hat im Heiligtum seinen Mittelpunkt, und die Aufgabe, der er sein Leben weihet, das ist die Sendung, die die Gottesmutter vom Schönstattheiligtum aus verwirklichen will. „Große Ziele“, so trägt der Achtzehnjährige 1916 (24. Mai) in sein Tagebuch ein, „hat sich die Kongregation gesteckt, oder vielmehr: die Sodalenkönigin hat sie ihr gezeigt: Von Schönstatt soll eine geistige Erneuerung unseres Vaterlandes ausgehen.“ Ein anderes Tagebuchzitat aus der gleichen Zeit (17. Mai) lautet: „Mein Apostolat erstreckt sich auf die Verehrung der Mutter Gottes und die Verwirklichung des Planes: Schönstatt soll ein zweites Ingolstadt werden.“ Als Soldat im elsässischen Hagenau notiert er: „Mein ganzes Tagwerk muß ich mehr von dem Gedanken ‚Für Maria, die Mater ter admirabilis in Schönstatt, die Sodalenkönigin‘ durchdringen lassen“ (25. Februar 1917). In der Erwartung des ersten Urlaubs teilt er Pater Kentenich mit: „Ende April oder Anfang Mai hoffe ich Urlaub zu bekommen. Wie freue ich mich, bald bei der lieben Mutter im Kapellchen zu sein. Auch sehne ich mich nach einer Aussprache Ihnen gegenüber. Möge die Mutter mein Hoffen nicht zuschanden werden lassen. Vergessen Sie mich nicht bei ihr in ihrem Heiligtum“ (17. April 1917). Als er aus dem Urlaub in die Kaserne zurückgekehrt war, ließ er seine Mitsodalen in Schönstatt wissen: „Es zieht mich jetzt doppelt so stark nach Schönstatt, nach dem trauten Kongregationsheiligtum. Mit gesteigerter Liebe zur himmlischen Mutter und besserer Erkenntnis und neuer Liebe und Begeisterung für unsere Bestrebungen, unsere Ideale, bin ich hinaus in die Welt gegangen. Die ganze Welt unser Feld; sie muß unser werden“ (21. Mai 1917). Und wenn er schließlich in seiner Lebensweihe am 3. Juni 1918 schrieb: „Wenn es sich mit deinen Plänen vereinigen läßt, laß mich ein Opfer sein für die Aufgaben, die du unserer Kongregation gestellt hast“, dann bedeutete dies: er bot sein Leben zum Opfer an als Beitrag für das Gnadenkapital der Mater ter admirabilis, für den Aufbruch einer religiös-sittlichen Erneuerung vom Heiligtum der Gottesmutter in Schönstatt aus.

Im Schatten des Heiligtums

Nachdem sich am 20. August 1919 in Dortmund-Hörde der Apostolische Bund konstituiert und organisatorisch von der Marianischen Kongregation des Studienheims

¹¹ a. a. O., S. 338.

Schönstatt gelöst hatte, stand Pater Kentenich erneut vor der Aufgabe, Menschen mit der Botschaft vom Heiligtum als einer von der Gottesmutter zur Verwirklichung einer besonderen Aufgabe erwählten Stätte vertraut zu machen. Überprüft man Zeugnisse aus den Anfangsjahren des Bundes unter diesem Blickwinkel, etwa Briefe und Berichte in der Bundeszeitschrift „Mater ter admirabilis“, so bemerkt man unschwer, wie unter der zielstrebigem, sorgsamem Hand Pater Kentenichs die Person und Verehrung der Gottesmutter, ihr Heiligtum in Schönstatt und der Inhalt der Gründungsurkunde immer stärker in den Vordergrund der Aufmerksamkeit und der Arbeit des jungen Bundes gerückt werden. Zwei sprechende Beispiele in dieser Hinsicht enthält die Nummer der „Mater ter admirabilis“ vom 15. Februar 1920. In dem einen gibt Alois Zeppenfeld einen Bericht über die erste Führertagung des Bundes vom 2. bis 5. Januar in Schönstatt: „Laßt mich's einmal aussprechen, was uns in Schönstatt an Erkenntnissen geworden ist: daß wir unsere Mutter so ganz vernachlässigt haben. In den Stürmen draußen vor dem Feinde und in der Etappe haben wir offensichtlich unter ihrem Schutz gestanden, und mit dem Gedanken und der vollen Hingabe an sie sind wir über die größten Schwierigkeiten hinweggekommen. Ihr hättet die Altsodalen kennenlernen müssen, vor deren einzigartigem Verhältnis zur Mater ter admirabilis ich oft so bewundernd gestanden – Maria stand im Mittelpunkt ihres Denkens und Handelns. Davon wird auch die Zukunft unseres Bundes abhängen, ob es uns gelingt, nicht nur die Gottesmutter vom Himmel in unser kleines Heiligtum herabzuziehen, sondern zu ihr in ein persönliches Verhältnis zu kommen und ihr eine zentrale Stellung im Bunde einzuräumen.“ Das andere Beispiel ist ein Brief von Felix Evers an seine Gruppe, in dem es u. a. heißt: „Damit komme ich zu dem, was mir besonders am Herzen liegt: unsere Stellung zur himmlischen Mutter. Das eine möchte ich wünschen: daß wir alle recht eifrige Verehrer unserer lieben Mutter werden . . . Wie wäre es, wenn wir unsere tägliche Arbeit, all unser Arbeiten an uns, unser Kämpfen und Leiden ihr aufopferten und ganz ihr hingäben, uns ganz als ihre Werkzeuge betrachten, ohne immer an das eigene Ich zu denken, mit anderen Worten: sie in den Mittelpunkt all unseres Seins und Denkens zu stellen, um ihr so ein kleines Gnadenkapital zu Füßen zu legen zu ihrer freien Benützung und zu ihr allmählich in ein persönliches Verhältnis zu treten . . .“

Wie sehr Pater Kentenich im Heiligtum der Mater ter admirabilis die Lebensquelle und Heimat des frisch gegründeten Bundes sah, geht daraus hervor, daß er noch im Jahr seiner Gründung an die Leitung der Limburger Pallottinerprovinz die Bitte richtete, das Kapellchen dem Bund zur Benützung zu überlassen. Daraufhin fertigte der Provinzial, Pater Kolb, unter dem 28. Oktober 1919 in Rom das folgende Dokument aus:

An die Leitung des Apostolischen Bundes in Vallendar.

Die mir von Ihnen gewordenen Ausführungen über den Zweck und derzeitigen Stand des Apostolischen Bundes erfüllen mich mit freudiger Genugtuung. Ließen sie doch in mir die Erwartung erstehen, daß dieses, den Forderungen unserer Zeit so sehr entsprechende Werk sich entwickle zu einem Werkzeug in der Hand der Vorsehung, um für seinen Teil zur Hebung des religiösen Lebens in unserem zerrütteten Vaterlande beizutragen.

Ganz gewiß würde unser ehrw. Stifter, wenn er heute lebte, dieses Werk mit Feuereifer zu fördern und zu verbreiten suchen. Von seinem Grabe aus, an dem ich dieses jüngste Werk der Fürbitte dieses unseres apostolischen Vaters dringend empfahl, möchte ich daher einen Akt vollziehen, der hoffentlich zum Markstein wird in der ganzen Entwicklung des Werkes.

Nachdem durch den hochherzigen Entschluß der derzeitigen Hausleitung in Vallendar eine Anzahl Räume für die Zwecke dieses Apostolischen Bundes zur Verfügung gestellt und mir es durch die Mithilfe wohlthätiger Herzen gelungen ist, diese sowie die anliegende Kongregationskapelle in einen würdigeren Zustand zu setzen, übertrage ich hiermit kraft meines Amtes diese Kapelle sowie die bewilligten Räume feierlich dem Apostolischen Bund zur dauernden Benützung.

Es ist mein heißer Wunsch, durch diesen Akt dieses so gottgefällige Werk in seinem Bestand zu sichern und zu fördern.

Möge es blühen und gedeihen Gott zur Ehre, unserer hl. Religion zum Nutzen und der Kirche Gottes hier auf Erden zum Segen.

Ich werde nicht verfehlen, in diesem Sinne für das Gedeihen des Werkes zu beten und wenn möglich auch den Hl. Vater dafür zu interessieren.

Rom, am Feste der hh. Apostel Simon und Juda, den 28. Oktober 1919.

P. M. Kolb, P. S. M.

Provinzial

Anfang der zwanziger Jahre auch begann Pater Kentenich jenen Beweisgang zu entwickeln, der zur gläubigen Anerkennung Schönstatts als eines Gotteswerkes und damit zur Erkenntnis der Wirklichkeit des Heiligtums als einer Gnadenstätte der Gottesmutter anleiten sollte. Gertraud von Bullion berichtete darüber von der ersten Frauentagung in Schönstatt am 13. August 1921: „Im Heiligtum . . . vernahmen wir die Kunde, daß unser Bund die Ideen des katholischen Apostolates des ehrw. Vinzenz Pallotti verwirklichte, daß er aber auch unverkennbar Gottes Werk ist. Denn (1.) armselige Werkzeuge hat sich Gott dazu ersehen, Gymnasiasten, die eine Marianische Kongregation gründen wollten, (2.) große Hindernisse galt es zu überwinden, von seiten der eigenen Kameraden wie der Vorgesetzten; dann brauste der Krieg hinweg über das junge Werk und zerstreute die kleine Schar in alle Winde. Da schlossen sie sich zusammen in der Congregatio militaris, und sie war es, aus der nach Kriegsende der apostolische Bund hervorging. Seine Entfaltung in seinem kaum zweijährigen Bestehen . . . beweist deutlich, daß auch (3.) die großen Erfolge für den Bund als gottgewolltes Werk sprechen“ (M. t. a. vom 15. Dezember 1921).

Der gleiche Beweisgang wurde in der Folgezeit wieder und wieder unternommen, ziemlich ausführlich in der Tagung über die „Allgemeine Prinzipienlehre der Apostolischen Bewegung von Schönstatt“, die 1927 zum erstenmal gehalten wurde. Er lautet sinngemäß so: Von Schönstatt ist trotz der Kürze seines Bestehens und trotz der unzulänglichen Werkzeuge so viel religiös und sittlich Hochwertiges ausgegangen, sein Einfluß im katho-

lischen Deutschland ist bereits so weitreichend und tief, daß man nach dem Gesetz der schöpferischen Resultante oder, was dasselbe bedeutet, in vorsehungsgläubiger Interpretation, hinter ihm nicht bloß menschliche Pläne und Kräfte, sondern eine gottgewollte, göttliche Initiative annehmen darf, ja annehmen muß. Für Pater Kentenich hieß das: das Liebesbündnis der Gottesmutter mit der Schönstattfamilie und dem Orte Schönstatt, dem Heiligtum, ist keine Illusion, sondern Wirklichkeit. Das Heiligtum ist ein echter Gnadenort, und was Schönstatt ist, ist es durch das Heiligtum als Gnadenthron der Gottesmutter geworden. In diesem Sinne führte er in der „Allgemeinen Prinzipienlehre“ aus: „Wer unsere Bewegung kennt und sie nennt, der weiß: sie hängt unmittelbar zusammen mit unserem Heiligtum. Die Liebe zu unserer Bewegung muß daher wesentlich unterbaut und verbunden werden mit der Liebe zu unserem Heiligtum. Die bisherige Entwicklung weist einen Grundsatz auf, der dem Fernstehenden etwas eigentümlich klingen mag: in dem Maße ist jemand Stütze unserer Bewegung, als er an dem Heiligtum hängt.“ Und weiter: „Die Geschichte der Bewegung ist verknüpft mit der Geschichte des Heiligtums. Also wäre die Geschichte des Heiligtums auch gleichzeitig die Geschichte der Bewegung.“

Die gewichtigste und auch gewagteste Äußerung Pater Kentenichs über das Schönstattheiligtum während der zwanziger Jahre ist indessen ohne Zweifel das Wort vom „Schatten des Heiligtums“, das er am 7. April 1929 während des Schlußvortrags einer Gymnasiastentagung fallen ließ. Das Wort hat damals die Geister nicht wenig bewegt und erregt, innerhalb der Schönstattfamilie wie außerhalb. Man könnte versucht sein, es für eine aus dem Augenblick, aus dem Schwung des Vortrags ungewollt geborene Übertreibung zu halten und auf diese Weise abzuwerten. Doch läßt der Text und sein Zusammenhang eine derartige Interpretation nicht zu.

Pater Kentenich war gebeten worden, bei der Abschlußfeier der Gymnasiastentagung, die in den Osterferien 1929 in Schönstatt stattgefunden hatte, zugegen sein und zu der Weihe, die eine Anzahl der Teilnehmer ablegen wollten, ein deutendes Wort zu sagen. Der Disposition des Vortrags — Pater Kentenich disponierte wie gewöhnlich sehr exakt — ist bereits anzumerken, daß das Wort vom „Schatten des Heiligtums“ von vornherein und fest eingeplant war, denn er kennzeichnete die Weihe und das, was er sich zu sagen anschickte, (I.) als einen tiefen Einschnitt in das persönliche Leben der Weihekandidaten und (II.) einen tiefen Einschnitt in das Leben der ganzen Schönstattbewegung. Im ersten Teil schon streifte er kurz das Heiligtum der Mater ter admirabilis, indem er sagte: „Hier ist sie tätig als die Patronin, die Mutter unserer Familie.“ Und: „Das ist das sichere Zeichen der Auserwählung zu unserer Familie, wenn einer diesen geheimen Trieb zum Heiligtum hat.“ Sodann berichtete er den Gymnasiasten einiges aus einer gleichzeitig in Schönstatt stattfindenden Tagung von Bundesschwestern: „Stellt euch vor das Heiligtum mit dem Ritterschwert! Wir verteidigen es, niemand darf daran rühren, niemand darf die Bewegung trennen vom Kapellchen, er müßte sonst über meine Leiche gehen,‘ so hörte ich vorgestern auch unsere Bundesschwestern sprechen . . .“

Der zweite Teil des Vortrags, der im Vergleich zum ersten sehr kurz ist, stellt in der Tat ob des darin enthaltenen Wortes vom „Schatten des Heiligtums“ einen sehr tiefen Einschnitt in das Leben der Bewegung dar. Wir setzen den Text vollständig hierher: „Ob ich nun Schluß machen darf mit meinen Deutungsversuchen? Ich wollte nichts weiter, als eure Gedanken und Empfindungen verdolmetschen. Ob ich aber auch richtig taste, wenn ich annehme, daß ihr in ähnlicher Weise von der Bedeutung der Weihe für die ganze Bewegung überzeugt seid? Es hieße Eulen nach Athen tragen, Wasser in den Rhein, wenn ich auf diesen Gedanken noch einmal eingehen wollte. Die ganze Tagung war ja davon getragen. Ich kann es mir aber nicht versagen, zwei Gedanken scharf und herb herauszumeißeln. Der erste Gedanke: Im Schatten dieses Heiligtums werden sich die Schicksale der Kirche in den nächsten Jahren entscheiden. Ein ernstes Wort! Ein bedeutsames Wort! Fast wahnsinnig klingt es. Und doch, ich wiederhole und steigere: Im Schatten des Heiligtums werden sich in den nächsten Jahrhunderten in Deutschland, ja darüber hinaus die Schicksale der Kirche wesentlich entscheiden.“

Ich habe früher andere Ausdrücke für diese Behauptung geformt. Ich habe hingewiesen auf die zeit- und weltgeschichtliche Bedeutung Schönstatts. Wenn die Zeichen nicht trügen, steht Schönstatt schon jetzt da für weite Kreise wie eine Stadt auf dem Berge, wie ein Leuchtturm. Ich denke an die Katholische Aktion, an die Jugendbewegung. Und immer mehr Blicke wenden sich diesem Leuchtturm zu. Soll es da nicht ein großes Stück unserer Lebensaufgabe sein, die uns Anvertrauten, alle, auf die wir Einfluß haben, mit der Bewegung in Berührung zu bringen, sie nach Schönstatt zu führen?

Der zweite Gedanke, den ich tief einmeißeln möchte: Jede Bewegung ist in ihrer Geschichte die Geschichte ihrer Führer. Soll Schönstatt seine Mission erfüllen, dann muß jeder Stand seine begnadeten Führer haben.“

Wie wenig man in dem Wort vom „Schatten des Heiligtums“ den Einfall einer begeisterten Stunde sehen darf, geht auch daraus hervor, daß Pater Kentenich es im Laufe des Jahres 1929 bei herausragenden Anlässen wiederholte, so bei der Primizmesse der Patres Bezler, Fischer und Mutzenbach im Heiligtum am 4. Juli und in einem Vortrag vor Marienschwestern zum 15. Jahrestag der Gründung des Schönstattwerkes am 18. Oktober.

Fernstehende werden freilich immer Schwierigkeiten haben, das Wort nicht als Ärgernis zu empfinden. Pater Kentenich selbst meinte, daß es „arrogant, pompös“ klingen könne. Was bedeutete Schönstatt 1929 schon in Kirche und Welt? Zweifellos: man muß sich auf den Standpunkt Schönstatts begeben, um das Wort annehmen und mitvollziehen zu können. Wenn es aber wahr ist, daß die Gottesmutter vom Heiligtum in Schönstatt aus den für die Zukunft notwendigen „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ hervorbringen will; wenn sie zu diesem Zwecke im Heiligtum von Schönstatt nach dem Gesetz der ausgezeichneten lokalen Fälle ihren Gnadenthron aufgeschlagen hat, um von hier aus als Mutter und Erzieherin dieses neuen Menschen tätig zu werden, dann dürfte das

Wort vom „Schatten des Heiligtums“ nicht mehr ganz so verwegen und unbegründet erscheinen. Daß Schönstatt 1929 noch verhältnismäßig klein und unbekannt war (was auch heute noch weithin zutrifft), braucht der Wahrheit des Wortes nicht im Wege zu stehen. Schon in der Gründungsurkunde hatte Pater Kentenich gesagt: „Wer die Vergangenheit unserer Kongregation kennt, dem wird es nicht schwer zu glauben, daß die göttliche Vorsehung mit ihr noch etwas Besonderes vorhat.“ Er hätte dabei auf den Traum Papst Innozenz' III. verweisen können, in dem dieser mächtige Kirchenfürst des 13. Jahrhunderts belehrt wurde, daß der kleine, unbekannte Arme von Assisi die Kirche retten werde.

(Ein zweiter Teil folgt)

Der Vorsehungsglaube in unserer Zeit

Von August Ziegler

„Es fällt dem heutigen Menschen schwer, eine persönliche Sorge Gottes anzunehmen. Vielleicht ist dieser Glaube gelungen, als die Welt noch kleiner und beengter war. Heute fühlt sich der Mensch als unbedeutendes Glied einer nach Milliarden zählenden Menschheit. Wie soll den Vielen Gott wirklich Vater sein? Versinken nicht die Schicksale der Menschen in einer unheimlichen Namenlosigkeit? Mit Bangen stellt der moderne Mensch diese Fragen, wenn er zu denken anfängt.“ So schreibt Michael Tupac in einem Beitrag zum Gottesbild der Bibel¹.

Es sind viele und schwierige Fragen, die dem modernen Menschen den Glauben an Gottes Sorge für die Menschheit im allgemeinen und für jeden einzelnen Menschen im besonderen schwer machen. Es sind grundsätzliche Bedenken und praktische Schwierigkeiten, die dem Menschen unserer Tage den Glauben an eine göttliche Vorsehung schwerer machen als je.

I.

Die grundsätzlichen Bedenken erwachsen aus den Ergebnissen der modernen Wissenschaften, besonders der Naturwissenschaft, der Seelenwissenschaft (Psychoanalyse) und der Bibelwissenschaft. Was die moderne Physik über das Reich der Natur, was die moderne Psychologie über das Reich der Seele und was die moderne Bibelwissenschaft über das Reich Gottes zu sagen wissen, hat den Glauben an das Walten einer göttlichen Vorsehung so sehr in Frage gestellt, daß die meisten, die in diesen Wissensgebieten einigermaßen bewandert sind, Mühe haben, die Ergebnisse all der Forschungen mit dem Vorsehungsglauben in Einklang zu bringen.

Die heutige Kenntnis der Naturkräfte und Naturgesetze gestattet es dem Menschen, für die meisten irdischen Probleme selber eine Lösung zu suchen, so daß das Eingreifen einer göttlichen Vorsehung gar nicht mehr nötig ist. In der „Weltwoche“ erschien jüngst der Bericht einer Journalistin, die — mit einer Gruppe — eine Reise nach Rußland unternahm. Von der russischen Reiseführerin namens Valentina — Studentin und typische Vertre-

¹ „Herr, zeige uns den Vater“. Ansprachen über das Gottesbild der Bibel. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg, 1968 (S. 20–21).

terin der modernen russischen Geistigkeit — schreibt sie: „Valentina kennt ‚den Gott‘ nicht. Obwohl es noch Kirchen ‚in Betrieb‘ gibt, klärt mich Valentina auf: ‚Wir haben keine Kirchen, wir haben Museen.‘ Und sie ist tatsächlich überzeugt, es handle sich lediglich noch um drei, vier. Völlig absurd scheint ihr, daß ich an Gott glaube . . . Sascha, mein Tischkollege vom Komsomolzentreffen, war nicht überrascht gewesen. ‚Der Marxismus-Leninismus hat Gott unnötig gemacht.‘ Ich wende ein, und er gesteht ohne Einschränkung: ‚Nicht unnötig gemacht, vielleicht, sondern ersetzt — es ist auch wie eine Religion.‘ Da würde Valentina aufbegehren: ‚Der Gott wurde durch die Technik überflüssig gemacht².“

Nicht nur von den Kommunisten wird Gottes Vorsehung als überflüssig betrachtet. Selbst unter den Christen finden wir heute die Ansicht vertreten, der Mensch könne und müsse die Probleme selber lösen, die man früher dem Walten der göttlichen Vorsehung überließ. Dietrich Bonhoeffer schrieb am 8. Juni 1944 an einen Freund: „Der Mensch hat gelernt, in allen wichtigen Fragen mit sich selbst fertig zu werden ohne Zuhilfenahme der ‚Arbeitshypothese Gott‘. In wissenschaftlichen, künstlerischen, auch ethischen Fragen ist das eine Selbstverständlichkeit geworden, an der man kaum mehr zu rütteln wagt; seit etwa hundert Jahren gilt das aber in zunehmendem Maße auch für die religiösen Fragen; es zeigt sich, daß alles auch ohne ‚Gott‘ geht, und zwar ebensogut wie vorher. Ebenso wie auf wissenschaftlichem Gebiet wird im allgemein menschlichen Bereich ‚Gott‘ immer weiter aus dem Leben zurückgedrängt, er verliert an Boden³.“

Es sind nicht nur die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Technik, die Gottes Vorsehung überflüssig erscheinen lassen, weil sie dem Menschen immer mehr Mittel und Macht in die Hände geben, die irdischen Probleme selber zu lösen. Auch die Ergebnisse der modernen Psychologie haben den Glauben an Gottes Vorsehung bei vielen ins Wanken gebracht. Der jüdische Philosoph Schalom Ben Chorin hat diesen Vorgang so formuliert: „Die Abstiege in das Inferno der eigenen Seele haben uns gezeigt, daß die großartigen Vorstellungen der Religionen nichts als Projektionen unserer Wünsche und Wunschträume sind, Vergrößerungen infantiler Archetypen, Überhöhungen von Wünschen, Süchten und Lüsten. Das Gottesbild wurde als Vater-Imago entlarvt, die Religion als ‚Illusion‘ bezeichnet, nicht nur als ‚Opium des Volkes‘, wie es bereits im vorigen Jahrhundert hieß, sondern als Opium für die von eingeklemmten Kindheitsängsten gemarterte Seele. So wie das gewandelte Weltbild den Schöpfergott für viele in Frage stellte, so stellte das gewandelte Seelenbild den Vatergott für viele in Frage⁴.“

Die Frage der modernen Tiefenpsychologie lautet: Ist nicht auch der vom christlichen Glauben gekündete treu für die Menschen sorgende Vatergott ein menschliches Wunschbild, unbewußte Projektion einer geheimen Sehnsucht? Diese Frage hat bei vielen Chri-

² „Weltwoche“, Zürich. Ausgabe vom 16. Mai 1969.

³ Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. München 1951 (S. 215–216).

⁴ „Gott heute“, 15 Beiträge zur Gottesfrage. Matthias Grünewald Verlag, Mainz, 1967 (S. 76).

sten unserer Tage den Glauben an Gottes Vorsehung in ein verdächtiges Zwielicht gestellt. Der Wiener Professor Kurt Niederwimmer stellt in seiner eben erschienen Schrift „Jesus“ die Botschaft Jesu vom Vatergott als eine rein subjektive Projektion, als einen Irrtum des Jesus von Nazareth dar. „Er war in einer Illusion befangen“⁵.

Inwiefern hat die moderne Bibelwissenschaft zur Krise des Vorsehungsglaubens beigetragen? Ihr Streben nach vollkommener „Entmythologisierung“ der Heiligen Schrift hat nicht nur dazu geführt, jedes außergewöhnliche Eingreifen Gottes in diese Welt und in das Leben der Menschen auszuklammern – wie etwa wunderbare Krankenheilungen oder Naturereignisse – auch das bisher angenommene stete und stille Einwirken Gottes in den gewöhnlichen Ablauf der Dinge wird als Mythos hingestellt. Alles, was in dieser Welt und im Leben der Menschen geschieht, geht aus rein innerweltlichen Kräften hervor. Da bleibt kein Platz mehr für das Wirken einer göttlichen Vorsehung.

Faßt man alles zusammen, was von seiten dieser modernen Wissenschaften gegen den Vorsehungsglauben ins Feld geführt wird, darf man wohl sagen, daß noch in keinem Jahrhundert so viele und so schwere Angriffe gegen diesen Glauben erfolgten, und es ist nicht erstaunlich, daß dieser Glaube bei vielen ins Wanken oder schon zu Fall gekommen ist.

II.

Zu den grundsätzlichen Einwänden gegen den Vorsehungsglauben kommen die praktischen, die sich aus der Lebenserfahrung des modernen Menschen ergeben. Im Leben der einzelnen Menschen wie in der Geschichte der gesamten Menschheit treten fortwährend Ereignisse ein, die sich nur schwer mit der Existenz einer göttlichen Vorsehung in Einklang bringen lassen. Wolfgang Borchert hat dieses Problem in einem Gespräch zwischen Gott und Beckmann so formuliert: „Ach, du bist der liebe Gott! Wer hat dich eigentlich so genannt, lieber Gott? Die Menschen? Ja? Oder du selbst? . . . Seltsam, ja, das müssen ganz seltsame Menschen sein, die dich so nennen . . . Wann bis du eigentlich lieb, lieber Gott? Warst du lieb, als du meinen kleinen Jungen von einer brüllenden Bombe zerreißen ließest? . . . Warst du in Stalingrad lieb, lieber Gott? Wann warst du eigentlich lieb, Gott, wann? Wann hast du dich jemals um uns gekümmert, Gott?“⁶

Tausende und Tausende von Menschen, auch von Christen, die von harten Schicksalsschlägen getroffen wurden, stellen sich diese Frage immer wieder und finden keine Antwort.

Nicht nur persönliche Mißgeschicke, auch die schrecklichen Katastrophen und unmenschlichen Greuelthaten, die sich fortwährend in der Welt ereignen, machen den Glauben an einen gütigen, weisen, allmächtigen Vatergott schwer. Die Zeitungen, das Radio und Fernsehen berichten fast täglich von schrecklichen Katastrophen und Untaten, die sich irgendwo in der Welt zugetragen haben. Unwillkürlich drängt sich bei solchen Nachrichten die Frage auf: Wie kann ein gütiger Vater im Himmel all dies zulassen? Was

⁵ Kurt Niederwimmer: Jesus. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 1968 (S. 42).

⁶ „Herr, zeige uns den Vater“ (S. 21).

Friedrich Th. Vischer einst in Verse faßte, ist heute mehr denn je das Problem des modernen Menschen geworden:

„Wär' einer droben in Wolkenhöhn / und würde das Schauspiel mitansehn,
wie mitleidlos, wie teuflisch wild / Tier gegen Tier und Menschenbild,
Mensch gegen Tier und Menschenbild /
wütet mit Zahn, mit Gift, mit Stahl / mit ausgesonnener Folterqual,
sein Vaterherz würd' es nicht ertragen;
mit Donnerkeil würd' er dreinschlagen,
mit tausend heiligen Donnerwettern
würd' er die Henkersknechte zerschmettern.“

Eine freiwillige Helferin auf dem Kriegsschauplatz in Biafra schrieb jüngst nach Hause: „Wir können nicht mehr helfen, und Gott (der helfen könnte) sieht zu.“ Besonders unbegreiflich erscheint Gottes passives Zuschauen, wenn er nicht verhindert, daß unschuldige und wehrlose Menschen auf schreckliche Art gequält oder umgebracht werden. Ben Chorin sieht darin das eigentliche Problem, das in unserm 20. Jahrhundert zur großen Krise des Vorsehungsglaubens geführt hat. „Es ist das Problem der Theodizee, der Rechtfertigung Gottes angesichts der Übel der Welt. Es ist die alte Frage Hiobs: Warum leidet der Gerechte? – Aber Hiob stellt diese Frage in einem dialogischen Verhältnis dem Himmel selbst. Der heutige Mensch hingegen stellt Gott in Frage. Präzise gesprochen fragt er: Wenn Gott allmächtig ist, wie kann er zulassen, was hier mit uns geschieht? Kann Gott die Liebe sein und die Gerechtigkeit, wenn wir die Krematorien von Auschwitz und Maidanek rauchen sahen, wenn wir in der Vorhalle dieser Vernichtungslager die Berge von ausgetretenen Kinderschuhen sahen? Wo blieb Gott? Und weiter: War es wirklich ein faßbares Strafgericht, daß andererseits ganze Städte auch in diesem Lande zerstört wurden, in welchem nicht nur Schuldige saßen, sondern auch Menschen des Widerstandes und Kinder, so unschuldig wie diejenigen Kinder, die der Wahnsinn des Massenmordes in die planmäßige Vernichtung getrieben hat?“⁷

Ernst Wiechert, der die schrecklichen Vorkommnisse im Konzentrationslager mit eigenen Augen sah und am eigenen Leib erfahren hat, ist durch diese Erlebnisse an seinem Glauben an einen gütigen Gott irre geworden. Er schreibt im „Totenwald“: „Die Sonne schien wohl, und die Wolken zogen über ihnen (den Häftlingen) dahin. Aber es war nicht mehr Gottes Sonne, und es waren nicht mehr Gottes Wolken. Gott war gestorben. Die Vorstellung von ihm, die jahrtausend alte Idee, der Glaube an sein Regiment – und mochte es auch ein hartes Regiment sein sollen – zerbrachen so, wie jenen Verdammten das Bild der Erde zerbrochen war. Wenn Gottes Erbarmen geringer war als menschliches Erbarmen, dann war dies alles ein Trugbild, auf einen Kinderhimmel gemalt; und wo der Kinderhimmel zerbrach, zerbrach auch das Trugbild.“⁸

⁷ „Gott heute“ (S. 77–78).

⁸ Ernst Wiechert: Der Totenwald. 1946 (S. 99).

III.

„Gott ist tot“, das verkündete schon Nietzsche als das eigentliche große und umwälzende Ereignis der neuesten Zeit. Er meinte damit das allmähliche Ersterben des Glaubens an einen gütigen Vatergott. Paul Sartre wiederholte den Satz Nietzsches gleich nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges – wohl im Gedanken an all die schrecklichen Ereignisse und Folgen, die er mit sich brachte: „Meine Herren, Gott ist tot.“

Der amerikanische Theologe Gabriel Vahanian hat dem „Tod Gottes“ ein ganzes Buch gewidmet und ist damit zu einem Bahnbrecher der modernen „Tod-Gottes-Theologie“ geworden. Jourdain Bishop charakterisiert die Geistigkeit dieser Theologie in seiner Studie über „Die Gott-ist-tot-Theologie“ auf folgende Weise: „Nach Vahanians Auffassung ist diese Religiosität der Nachkriegsjahre innerhalb unserer diesseitig orientierten Kultur fast so etwas wie ein ‚religion-gadget‘, eine Art Streben nach Sicherung des Wohlstandes, Ausdruck der seelischen und gesellschaftlichen Bedürfnisse der Menschen. Der innere Gehalt dieser Religiosität hat mit der christlichen Überlieferung kaum mehr etwas zu tun . . . Wir stehen in einer nachchristlichen Ära, die durch eine Wandlung des Denkens gekennzeichnet ist. Der christlichen Überlieferung zufolge sind Mensch und Welt die Schöpfung Gottes, des transzendenten Gottes und ‚ganz anderen‘ des jüdischen Monotheismus. Weder der Mensch noch die Welt können aus sich selbst begriffen werden . . . Diese Sicht ist heute einem radikalen Diesseitsdenken gewichen, das selbst in das Bewußtsein der Christen eindringt und den Kern der evangelischen Botschaft auszuhöhlen droht . . . Es taucht der Mythos eines neuen Menschen auf, der nicht mehr der neue Adam der biblischen Offenbarung ist. Es ist der Mythos eines Neubeginns, dessen Ursprung nicht in Gott, sondern im Menschen selbst liegt. An die Stelle der Hoffnung und des Glaubens treten der Fortschritt und die Menschlichkeit . . . Das Reich Gottes ist nicht mehr das geheimnisvolle Werk Gottes, sondern das Werk des Menschen . . . Es wird eine irdische Wirklichkeit, es wird von den Menschen verwirklicht und dem Evangelium gleichgesetzt. Das Christentum manifestiert sich im Fortschritt der Menschheit, der Wissenschaft und der Kultur . . .“

„Das Evangelium wird zuerst mit der irdischen Ordnung gleichgesetzt, dann seines christlichen Gehaltes entleert . . .“ „Der lebendige Gott der Bibel ist tot; er ist in unserer Zivilisation zu Tode gekommen nicht durch die wütenden Angriffe der Ungläubigen, sondern durch das Morphinum der nachchristlichen Religiosität . . . Sinn und Forderung des Glaubens sind in dieser Religiosität unwichtig, es zählt nur das rechte gesellschaftliche Verhalten . . .“ „Wenn Gott wirklich nichts anderes ist als die Projektion eines menschlichen Ideals, dann müssen wir feststellen, daß Gott tot ist. Wir sind von einem radikalen Theismus zu einer radikalen Diesseitigkeit gelangt⁹.“

Wenn der Glaube an einen wirklichen, lebendigen, in das Weltgeschehen und das Leben der Menschen einwirkenden Gott am Absterben ist, wenn er tot ist, dann liegt das Christentum im Sterben oder es ist bereits tot. Denn mit dem Glauben an einen alles macht-

⁹ Jourdain Bishop: Die Gott-ist-tot-Theologie. Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1968 (S. 35–49).

voll und weise und gütig lenkenden Gott steht und fällt das Christentum. Dieser Glaube ist das Herzstück der christlichen Lehre und des christlichen Lebens.

Jede Religion ist letztlich dadurch bestimmt und charakterisiert, wie sie das Grundverhältnis von Gott und Mensch sieht und erstrebt. Das Typische und Innerste der christlichen Religion besteht darin, daß sie das Grundverhältnis zwischen Gott und Mensch als Kind-Vater-Verhältnis sieht und lebt: Gott ist der gute Vater aller Menschen, der für das Wohl aller und jedes einzelnen besorgt ist, und der Mensch ist ein Kind Gottes, das sich in Glaube, Vertrauen und Liebe dem himmlischen Vater und seiner Führung anheimgeben soll.

Karl Hermann Schelkle schreibt zu diesem Kind-Vater-Verhältnis in seiner „Theologie des Neuen Testaments“:

„Wenn das biblisch-christliche Gottesbekenntnis Gott den Herrn nennt, so meint dies nicht willkürliches und gewaltsames Herr-sein, sondern der Herr ist – schon nach allgemein antikem Verständnis – jener, dem die Verpflichtung obliegt, in Treue für die Untergebenen zu sorgen. Nach dem Evangelium ist jedoch das Wesen Gottes längst nicht ausreichend beschrieben, wenn er der Herr und König genannt wird. Viel wichtiger ist im Neuen Testament sein Name Vater. Jesus lehrt die Jünger beten: Unser Vater (Mt 6,9). Gott ist im ganzen Neuen Testament in seiner Fürsorge der Vater einfachhin. Er ist viel gütiger als jeder menschliche Vater (Mt 6,32; 7,11).

Auch im Alten Testament wird Gott Vater genannt. Jedoch ist dieser Vatername so selten neben anderen, die Gottes Herrschaft, Macht und Herrlichkeit ausdrücken, daß man erkennt, Gottes Vatersein ist nicht das, was der Fromme als das Bestimmende im Gottesverhältnis empfindet.

Zumal im späteren Judentum, zur Zeit des Neuen Testaments, ist Gott in die Ferne gerückt als der Jenseitige, und sein persönliches Walten in der Gegenwart wird kaum mehr gewußt. In den kürzlich gefundenen sehr tiefen Gebeten in den Rollen von Qumran ist Gott nie Vater genannt. Gegenüber dem Griechentum wie dem Judentum ist das Neue des Evangeliums, daß für Jesus Gott der ganz Nahe und immer Gegenwärtige ist, als Herr und Vater jeden umfangend, begrenzend und fordernd. Nicht nur dem Griechentum, auch Israel ist die darin sich bekundende Überzeugung fremd, daß das innerste Wesen Gottes seine Liebe ist, in der der Mensch geborgen ist.

Ist Gott Vater, so ist der Mensch auch sein Kind . . . Jesus bezeichnet das Kindsein als Urbild des Jüngers. ‚Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht eingehen in die Königsherrschaft der Himmel‘ (Mt 18,3). Im neuen Testament entspricht dem Vaternamen Gottes der Kindesname des Menschen¹⁰.“

Wer darum das ständige Sorgen Gottes für die gesamte Menschheit und für jeden einzelnen nicht annimmt, wer nicht im Glauben, Vertrauen und in der Hingabe an die Füh-

¹⁰ Karl Hermann Schelkle: Theologie des Neuen Testaments. Bd. I. Patmos-Verlag, Düsseldorf, 1968 (S. 111–113).

ubere-
ver-
ist-
isch
für
das
im-
gie
lies
ge-
ter-
us-
im
(9).
viel
lten
er-
tes-
ge-
ehr
ist
eue
als
am,
sen
als
icht
nt-
sin-
üh-
sel-

rung Gottes lebt, der ist im tiefsten kein Christ, auch wenn er jeden Sonntag in die Kirche geht und jeden Tag das eine und andere Gebet verrichtet. Es fehlt ihm das wichtigste, das innerste und entscheidende Element des Christseins: das christliche Grundverhältnis zu Gott. An diesem Prüfstein gemessen ist die Tatsache, daß der Glaube an Gottes Vorsehung selbst in den Reihen der Christen am Schwenden ist, eine erschreckende Tatsache. Sie zeigt an, in welchem Ausmaß das innerste Lebensmark des Christentums heute gefährdet ist. Man täusche sich nicht: Mögen heute an vielen Orten die Gläubigen Sonntag für Sonntag noch zahlreich in die Kirche gehen, wenn sie im Alltag und die Woche hindurch nicht im Glauben und in der Hingabe an Gottes Führung und Sorge leben, führen sie kein eigentlich christliches Leben mehr. Wenn der Glaube an Gottes Vorsehung abstirbt, werden bald auch Gebet und Gottesdienst verschwinden aus dem Leben der Menschen. Denn wer wird im Ernst noch zu einem Gott beten, den man nicht mehr braucht oder der sich nicht im geringsten um uns Menschen kümmert, der am Ende gar nicht existiert, sondern nur eine Illusion, eine Projektion des Unterbewußtseins ist. Wenn dieses Sterben des Glaubens an einen gütigen, alles lenkenden Vatergott weiter um sich greift, wird man bald keine Kirchen und keine Priester mehr brauchen.

IV.

Diese erschreckende Gefährdung des innersten Kernes der christlichen Lehre und des christlichen Lebens kann nur aufgehalten und überwunden werden, wenn der Glaube an Gottes Vorsehung und Vatersorge erneuert und mit besonderer Sorgfalt gepflegt wird. Wenn ein Feuer in einer feuchten Atmosphäre oder bei einem ständig fein niederrieselnden Regen erhalten werden soll, muß es ständig gehütet und genährt werden.

Der Glaube an Gottes Vorsehung ist heute einer ihm ungünstigen, ja feindlichen Atmosphäre ausgesetzt. Wird er nicht geschützt und genährt, besteht ernste Gefahr, daß er bald erlischt. Weil der Glaube an Gottes allumfassende und gütige Lenkung der ganzen Menschheitsgeschichte und jedes einzelnen Lebens heute die am meisten bedrohte Wahrheit des christlichen Glaubens ist, muß sie vor allen verkündet und ernst gelebt werden. P. Kentenich hat das Grundproblem unserer Zeit aufgegriffen, als er die Erziehung zum Vorsehungsglauben zum Grundanliegen der von ihm gegründeten Bewegung machte. In einem Brief, in dem er sich über die Gefährdung des Vorsehungsglaubens äußert, schreibt er: „Sehen Sie, unser ganzes theologisches Glaubensgebäude, der ganze Organismus unserer Glaubenswelt tritt in unser Leben ein durch den praktischen Vorsehungsglauben. Wer den praktischen Vorsehungsglauben mit der Immanenz Gottes (im Weltgeschehen und im Leben des Menschen) nicht wieder und wieder lehrt, der sorgt dafür, daß die Wurzel des Glaubens krank und immer kränker wird. Eine der drei Botschaften von Schönstatt ist die Botschaft vom praktischen Vorsehungsglauben . . . Wir müssen mitten hinein in diesen Vorsehungsglauben . . . Er muß das Kardinalstück des heutigen Lebens, die Kernprobe unserer Religion, unseres Glaubens sein.“

Pflege, sorgfältigste Pflege des Glaubensgeistes im Sinne des praktischen Vorsehungsglaubens bis in die kleinsten Kleinigkeiten des Alltags hinein muß mein Lieblingsthema bei der Predigt sein, bei der persönlichen Beratung und in der Erziehung.“

Geistbeseelt - in Freiheit gebunden - liebebeseelt

Zur Konzeption des „neuen Menschen“

Von M. Wilhelmine Schlosser

Pater Kantenich umschreibt den „neuen Menschen“ als „geistbeseelte, innerlich freie Persönlichkeit, die sich aus der freiwilligen Bindung an ein hohes Ideal eigenständig entscheidet und selbstverantwortlich durchsetzt“, als „den geistbeseelten und idealgebundenen Menschen – fern von aller Formversklavung und Formlosigkeit“. Diese Umschreibungen des neuen Menschen zeigen, daß in der anthropologischen Konzeption der Schönstattbewegung „Geist“ im Sinne der Stufung des Seins zu den nichtgeistigen Schichten in Beziehung gesetzt ist. Es geht um die Problematik, wie der Mensch eine Ganzheit bilden und die Wesenskonstituentien in ihrer Eigengesetzlichkeit zu einer Spannungseinheit verbinden kann. Es geht darüber hinaus aber darum, wie die menschliche Person aus einer Grundhaltung heraus sowohl die intrapersonale Spannung zwischen dem leibseelischen und geistigen Bereich als auch den konkreten Bezug zur Welt, insbesondere den interpersonalen Dialog, gestaltet, ohne in Formen beispielsweise juristischer oder organisatorischer Art zu erstarren.

Im Rahmen des vorliegenden Beitrags kann nur auf die Grundlinien dieser anthropologischen Konzeption eingegangen werden. Methodisch gesehen bieten sich verschiedene Ansatzpunkte dazu. Die folgende Ausführung wählt die Begriffe „geistbeseelte“, „in Freiheit gebundene“, „liebebeseelte“ Person zum Ausgangspunkt, weil die Zentralwerte der Spiritualität der Schönstattbewegung Freiheit und Liebe sind.

1. „Geistbeseelt“

„Geistbeseelt“ läßt sich von den verschiedensten Gesichtspunkten her interpretieren. Der Wortsinn, als Attribut auf Person bezogen, deutet allerdings schon eine intrapersonale Verbindung zwischen dem geistigen und psycho-physischen Lebensbereich an. Im folgenden sei auf diese Verbindung von vier Ansatzpunkten her kurz eingegangen. Eine Betrachtungsweise geht zunächst vom Spannungsverhältnis zwischen Grundhaltung und Einzelhandlungen aus. Ein zweiter Ausgangspunkt ist das Bewußtsein unter dem Aspekt des harmonisch-organischen Zusammenwirkens der physisch-psychisch-geistigen Fähigkeiten. Ein dritter Gesichtspunkt sieht die Auswirkung des Un- und Unterbewuß-

ten auf das Bewußtsein. Eine weitere Betrachtungsweise geht schließlich auf die symbolischen Ausdrucksmöglichkeiten des Leibes für das Geistige ein.

Pater Kantenich versteht unter „geistbeseelt“ hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Grundhaltung und einzelner Handlung eine geistige Einstellung, die auf Grund einer Vorentscheidung allen Verhaltensweisen und Einzelhandlungen vorausliegt. Eine derartige Grundhaltung setzt ein substantiell sich durchhaltendes Personenzentrum als Träger voraus. Damit ist allerdings nicht eine absolut unveränderliche Konstante gemeint, sondern eine relativ unveränderliche. Denn das Verhältnis zwischen Grundhaltung und Einzelhandlungen besagt, daß einerseits alle Akte und Handlungen Ausdruck einer geistigen Grundhaltung sind und andererseits jene die Grundhaltung rückwirkend festigen. Die Pluralität der Akte und Handlungen ist zusammengehalten in der Einheit dieser überaktuellen Grundeinstellung, die als überdauernde die Verklammerung bildet zwischen den zeitlich gestreuten einzelnen Akten und Handlungen. Dieses Verhältnis zwischen Grundhaltungen und Handlungen erstreckt sich allerdings nicht nur auf die zeitliche Dimension, es ist auch zu sehen im Hinblick auf das Spannungsverhältnis der einzelnen geistigen und physisch-psychischen Kräfte und Funktionen. Denn nach Pater Kantenich hat sich diese geistige Entscheidung nicht nur zu bewähren in der Dimension der zeitlichen Erstreckung, sondern auch im Sinne einer Dimension der Tiefe. Das weist hin auf den zweiten Ansatzpunkt, von dem aus die „geistbeseelte“ Person unter dem Aspekt der harmonisch-organischen Zuordnung der geistigen und vitalpsychischen Kräfte gesehen wird, insofern diese das Bewußtsein betreffen. Sowohl Geistigkeit als auch Sinnlichkeit gehören zu den Gegebenheiten menschlichen Bewußtseins. Das Denken ist nicht losgelöst von sinnlich wahrgenommenen oder erlebnisartigen Bewußtseinsinhalten, und das Wollen wird unterstützt von der Beteiligung vitaler Antriebe. „Geistbeseelt“ in diesem Zusammenhang besagt also die Indienstnahme der leibseelischen Sphäre durch die beiden geistigen Funktionen Erkennen und Wollen. Das heißt, auch die vitalpsychischen Gegebenheiten menschlichen Daseins werden nach dieser Auffassung in die menschliche Bewußtheit aufgenommen, dieser integriert und vom Geist her in das Bedeutungsganze und den Sinnzusammenhang des Menschseins hineingenommen. Es ist allerdings eine große und schwierige Aufgabe, die triebhafte Elementarschicht organisch und harmonisch mit den geistigen Funktionen so zu verbinden, daß der geistig-personale Bereich bis in den physischen hinein ausstrahlt. Das einander zugeordnete Physische und Psychische ist dann organisch dem Geistigen ein- und untergeordnet, wenn es weder unterdrückt wird noch hemmungslos, ohne Rücksicht auf das Ganze, sich auswirkt. Im ersten Falle ist der rational-voluntaristische dem irrationalen Bereich entfremdet; der irrationale Kern bleibt unentfaltet. Erreicht aber — wie im zweiten Falle — die triebhafte Elementarschicht das Übergewicht auf Kosten des geistigen Lebens, so ist, der ontologischen Konzeption vom Geistigen als dem Ranghöheren gemäß, das spezifisch Menschliche verfehlt. Die selbstbestimmende und selbstverantwortliche Geist-Person soll nach Pater Kantenich tief in der eigenen psychisch-physischen Natur verwurzelt und dieser nicht entfremdet sein. Daher ist das im Irrationalen gründende Kern- und Grunderlebnis zu erfasten, reflexiv zu erfassen und bewußt festzuhalten, damit die Geist-Person in der

eigenen Triebsschicht verankert ist und diese von der geistigen Grundeinstellung her gestaltet. Das Aufgreifen und vom Geistigen gesteuerte Entfalten des „Grundzuges“ und der „Grundstimmung“ der Seele ist gemeint mit der Lehre vom „persönlichen Ideal“ unter psychologischem Aspekt.

Auch aus dem Gesagten wird ersichtlich, daß es sich beim „persönlichen Ideal“ nicht um die Übernahme irgendeiner Vorbildidee handelt, die der leib-seelischen Sphäre übergestülpt wird, sondern um das Erfassen der je einmaligen anlagebedingten psychophysischen Möglichkeiten der Person und deren Entfaltung im „Dialog“ mit dem Geistigen Personellen. Bei diesem Integrationsprozeß treffen die prozeßhafte Erkenntnis der Idee von sich selbst – des „persönlichen Ideals“ – und die subjektive Wertempfänglichkeit zusammen, durchwirken und bestimmen einander.

Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang das Gemüt, das Pater Kantenich als „Zusammenklingen des höheren und niederen Strebevermögens“ umschreibt. Umfassender versteht er unter dem Symbol des Herzens. Das „Herz“ weist nach ihm „auf eine doppelte Tiefe hin: es ist für uns das Symbol des Gemütes“ und umfaßt das Un- und Unterbewußte mit. Zum anderen darf das Herz „auch aufgefaßt werden als Inbegriff und Kern der ganzen Persönlichkeit“. Das „Herz“ als Mitte der leib-seelisch-geistigen Person umschließt demnach das Un- und Unterbewußte mit; zwischen Verstand, Will und „Herz“ ist Harmonie anzustreben. Als Personmitte beeinflußt das „Herz“ Verstand und Wille und wird andererseits von diesen beeinflußt. Da das „Herz“ nicht nur das Bewußtsein, sondern auch das Un- und Unterbewußte mitumgreift, ist über das „Herz“ die personale Tiefenseele zu erfassen, zu erläutern, zu durchgeistigen und zu versittlichen. In diesem Zusammenhang hat nach Pater Kantenich das Erlebnis, vor allem das Erlebnis einer personalen Liebe große Bedeutung, da dem Erlebnis bei der Kommunikation zwischen Bewußtsein und Un- und Unterbewußtem integrierende Funktion zukommt.

Mit dem Gesichtspunkt des Verhältnisses zwischen Bewußtsein und Unbewußtem ist ein dritter Ansatzpunkt gegeben. „Geistbeseelt“ bedeutet in diesem Zusammenhang, was bereits ersichtlich wurde, die Erfassung und Formung der Person in ihrer Tiefenseele. In ist hier nicht möglich, alle Aspekte aufzuzeigen, unter denen das Bewußtsein dem Unbewußten gegenübergestellt wird. Geistesgeschichtlich gesehen ist zu erwähnen, daß bei Freud zwar die historische Priorität liegt, Pater Kantenich die tiefenpsychologische Dimension – und zwar die individual- und sozialpsychologische – aber eigenständig entdeckt hat. Während Freud seine Erkenntnisse vorwiegend an Hand von Erfahrungen aus dem Bereich des kranken Seelenlebens aufzeigt, gewann Pater Kantenich seine Ergebnisse aus der Kenntnis vorwiegend gesunden Seelenlebens. Außerdem geht Pater Kantenich von der Tatsache der Vielgestaltigkeit menschlichen Antriebslebens aus und versteht Tiefenseele im Gegensatz zu Freuds einseitig psychoanalytischer Sicht nicht nur unter dem Aspekt des Verdrängt-Unterbewußten. Besondere Bedeutung mißt Pater Kantenich der durch Erlebnisse, Eindrücke und Erfahrungen entwicklungsbedingten Pri-

gung der Tiefenseele zu. Letztere kann durch negative Erlebnisse verbildet sein, durch entgegengesetzte Erlebnisse aber umorientiert werden.

Die Tiefenseele wirkt aber auch hinein in und wird andererseits bestimmt von der leiblichen Sphäre und steht so in Verbindung mit dem vielgestaltig prinzipiell Unbewußten. In diesem Zusammenhang gewinnt die vom vierten Gesichtspunkt ausgehende Tatsache Bedeutung, daß der Mensch inneren Gesinnungen durch Gebärden und körperliche Haltungen Ausdruck zu geben vermag, die wegen der substantiellen psycho-physischen und geistseelischen Einheit wiederum Rückwirkungen haben auf die Geistseele. Jede Kultur schafft sich ihre Ausdrucksformen. Im Sinne der Integration der Person ist es von großer Bedeutung, den ganzen Menschen erfassende Ausdrucksformen dieser Art zu pflegen. „Geistbeseelt“ besagt in diesem Zusammenhang, derartige Ausdrucksformen nicht um ihrer selbst willen zu pflegen, sondern aus der geistigen Grundhaltung heraus, die sie geschaffen haben und um des Sinnes willen, dessen symbolischer Ausdruck sie sind. Zusammenfassend ist zu sagen, daß unter „geistbeseelt“ die intrapsychische Harmonie in der Bewegung sowohl auf das Biologische als auch auf das Geistig-Personale hin zu verstehen ist. Dabei wirkt der geistig-personale Bereich auf den psycho-physischen gestaltend ein; das geschieht über das „Herz“, die Personmitte. Die Person ihrerseits ist bestimmt von der geistigen Grundeinstellung, die auf der Idee von sich selbst beruht, dem „persönlichen Ideal“.

„Geistbeseelt“ ist der allgemeine Ausdruck für die integrierte Person; „frei“ und „liebeseelt“ sind dessen Spezifikationen, weil Freiheit und Liebe Eigentümlichkeiten der Geistperson sind.

2. In Freiheit gebunden

Von der Idee der Freiheit sind viele Theorien entwickelt worden unter den verschiedensten Aspekten. Der vorliegende Beitrag geht weder auf die verschiedenen Theorien über die Freiheit ein — die sich zum Teil gegenseitig ausschließen —, noch auf die Begründungen, Einwände und Widerlegungen der verschiedenen Freiheitsauffassungen. Es sei nur daran erinnert, daß Freiheit ein Problem ist, das sich geistesgeschichtlich gesehen durchhält und dessen theoretische und praktische Lösungsversuche kaum sine ira et studio vorgenommen werden, weil die Beteiligten immer selbst davon betroffen sind. Wie die Geschichte ausweist, entzündeten sich die Geister immer wieder an dem Problem der Freiheit, sowohl im Austragen von Meinungen darüber als auch bei deren Durchsetzung in der Realität.

Nach der hier zugrunde gelegten Konzeption ist Freiheit als Wesensmerkmal des Menschen in seinem Person-*Sein* begründet. Nach dieser ontologischen Konzeption muß sich der Mensch zu sich selbst entscheiden und zu seiner Grundstellung in einem raumzeitlichen Ganzen, einer historisch bedingten Konstellation. Er kann der Entscheidung nicht ausweichen, sondern ist gezwungen, sich bejahend oder verneinend zu entscheiden. Denn selbst wenn er von seiner Freiheit keinen Gebrauch macht, hat er sich entschieden, nämlich dazu, sie nicht zu gebrauchen und sich treiben, das heißt von außen bestimmen

zu lassen. Die menschliche Person muß aus der Indifferenz heraustreten und im Laufe ihres Lebens die Selbstdifferenzierung vollziehen. Da der Mensch ein geschichtliches Wesen ist, ist auch seine Freiheit ein geschichtlicher Prozeß, und es ist berechtigt, von Entwicklung der Freiheit zu sprechen.

Pater Kentenich versteht diesen Prozeß der Freiheitsverwirklichung als einen Übergang aus der Offenheit und Unbestimmtheit der menschlichen Person zu einer freien Grundentscheidung, die im Laufe des Lebens durch die konkreten, von der Grundentscheidung bestimmten Einzelentscheidungen Gestalt annimmt in einer Grundhaltung. Die Einzelentscheidungen trifft der Mensch mit Hilfe seines geistigen Strebevermögens, des Willens. Pater Kentenich sieht die Freiheitsentwicklung nicht nur in der Verwirklichung der Entscheidungsmöglichkeit. Nach ihm entfaltet sich der Wille im Vollzug der Freiheit nicht nur, indem er sich im Sinne der Grundentscheidung immer wieder neu entscheidet, sondern auch indem er die getroffenen Entscheidungen handelnd oder ertragend durchsetzt. Dadurch gewinnt der zunächst unprofilierter, geschichtlich-konkrete Mensch in dem von der Grundentscheidung bestimmten Dialog mit sich selbst und mit der Um- und Mitwelt immer markantere, originelle Züge, die eigene konkrete Gestalt. Das bedeutet, vom Menschen aus gesehen, daß er sich selbst schöpferisch hervorbringt, indem er seine freie Grundentscheidung, den eigenen Entwurf realisiert.

Dieser Vollzug der Freiheit, in dem sich der Mensch entscheidet und auf Grund der getroffenen Entscheidung durchsetzt, zeigt die menschliche Person in einem unausweichlichen Beziehungsgefüge: in der Beziehung zu sich selbst, zu den Mitmenschen, zur Sachwelt, zur Geschichte und zum Absoluten. Unter diesem Aspekt kann Freiheit – zunächst rein formal – umschrieben werden als eine Relation in doppelter Hinsicht: Negativ besagt diese Beziehung relative Ungebundenheit, ein „Frei-sein von“, positiv ein Verfügenkönnen über, ein „Frei-sein für“.

Da der Mensch in vielfältiger Weise abhängig ist, ist auch sein „Frei-sein von“ vielgestaltig. Als Leib-Geistseele-Wesen ist er schon mit seiner eigenen Leiblichkeit in den Ablauf der Natur hineingebunden. Er ist daher sowohl biologischen als auch psychischen Gesetzmäßigkeiten unterworfen und von Trieben, Strebungen, Gefühlen und Gestimmtheiten abhängig. Aber auch in seinen auf Gegenstände und die Gestaltung von Werken ausgerichteten Handlungen ist der Mensch abhängig, weil er dabei einer vielgestaltigen Eigengesetzlichkeit begegnet. Seine Entscheidungen und Handlungen sind demnach von den verschiedensten inneren und äußeren Faktoren determiniert. Zu den biologischen und psychischen Gesetzmäßigkeiten der intrapersonalen Situation kommen die Gesetze der äußeren Natur und die auf diesen beruhende Technik, deren sich der Mensch zur Bemächtigung der Natur bedient. Außerdem sind Gesetzmäßigkeiten des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Bereiches zu berücksichtigen, überhaupt die Bedingungen des subjektiven und objektiven Standes der Kultur.

Indem der Mensch die Kenntnis der Gesetze und Gesetzmäßigkeiten für seine Zwecke auswertet, gewinnt er immer größere Unabhängigkeit. Ein „Frei-sein von“ in diesem Sinne hat der Mensch weitgehend erlangt durch die Entwicklung der Technik, der Wirt-

schaft und politischer Lebensformen. Der Gewinn von Unabhängigkeit durch die Indienstnahme der Gesetze und Gesetzmäßigkeiten bezieht sich auch auf die leibseelische Situation des Menschen, beispielsweise durch die Entwicklung der Medizin und Psychotherapie. Was daher von der durch Eigengesetzlichkeit determinierten äußeren Situation gilt, gilt in gleicher Weise von der durch biologische und psychische Eigengesetzlichkeiten determinierten inneren Situation. Unabhängigkeit gewinnen in der genannten Weise heißt demnach, die Ursache-Wirkung-Kette überblicken und sich ihrer bedienen, mit anderen Worten die Kausalkette final ausrichten im Dienste des Menschseins.

In diesem Punkte wird der Zusammenhang zwischen Freiheit und Sittlichkeit deutlich. Die ethische Position ergibt sich nach dem Axiom „*ordo essendi est ordo agendi*“ aus der übernommenen ontologischen Konzeption. Danach gibt es keine Sittlichkeit ohne Freiheit; diese ist schlechthin die Möglichkeitsbedingung jener. Sittliche Verhaltensweisen sind allerdings gradmäßig verschieden; sie sind zu beobachten vom Extrem des Skrupelhaften bis zur völligen Abgestumpftheit. Das ist unter anderem ein Hinweis darauf, daß sich die menschliche Person in Selbsttätigkeit und Selbstverantwortung aufgegeben ist. Mit dem Gesagten ist eine vielfältige Problematik angesprochen. In welchem Sinne ist der Mensch frei zu aktiver Selbstbestimmung? Nach welchen Prinzipien bestimmt sich die menschliche Person, wenn sie aus der Ursache-Wirkung-Kette heraustreten und durch ihre Entscheidung und Tat eine neue Kausalkette frei schöpferisch beginnen kann? Willkür wäre keine Selbstbestimmung im Sinne der Person – deren Sinnerfüllung Selbstbesitz im Selbstvollzug ist –, sondern Gebundenheit an den Augenblick, an Stimmung und Situation und daher eher ein Sich-Bestimmenlassen von außen denn ein Sich-Selbstbestimmen. Da der Mensch als Person sich selbst Ursache und Ziel ist – was für ihn als *ens contingens* allerdings relativ gilt –, müssen auch die Prinzipien der Selbstbestimmung im Personsein gründen. Der Sinn des Lebens liegt daher nicht außerhalb der menschlichen Person, sondern in ihr, und darin besteht ihre Würde.

Nach der übernommenen ontologischen Konzeption ist dem Menschen eine Natur, ein Wesen vorgegeben, so daß Wesensverwirklichung das Fundament jeder Wertverwirklichung ist. Das heißt, die menschliche Person soll sich selbst in Freiheit verwirklichen. Weder Werte „an sich“ zu verwirklichen außerhalb und ohne Beziehung zur Person ist Sinn der menschlichen Freiheit, noch Werte erfinden. Vielmehr gewinnt der Mensch seine eigene Gestalt, wenn er dem Sollensanspruch der mit der Seinsordnung gegebenen Wertordnung in Freiheit entspricht: *ordo essendi est ordo agendi*. Pater Kentenich versteht dieses freie Eingehen auf den Sollensanspruch des *ordo essendi* ganz allgemein als Dienst am Sein, Seinstreue, Hingabe an die Seienden. Voraussetzung dieses Freiheitsverständnisses ist, daß Freiheit als personale Kategorie verstanden wird. Bleiben in diesem Zusammenhang die nicht-personalen Seienden zunächst außer acht, so bedeutet Hingabe an die Seienden personale Hingabe, das heißt: Liebe. Hier zeichnet sich schon ab, wie Liebe und Freiheit zusammenhängen. Einerseits beruht personale Hingabe auf freier Entscheidung, andererseits ist Hingabe als personale Gebundenheit ein Konstituens der Freiheit.

Die bisherigen Ausführungen machen bereits deutlich, daß personale Freiheit als innere Freiheit verstanden wird, die prinzipiell in allen äußeren Situationen – im Extremfall sogar in Situationen äußerster Unfreiheit – realisierbar ist. „Frei-sein von“ bedeutet nach diesem Freiheitsverständnis die Überwindung aller Hemmnisse, die dem „Frei-sein für“ die personale Hingabe entgegenstehen. Der Mensch ist frei zur schöpferischen Kraft der Liebe. Auf diese sei im folgenden kurz eingegangen.

3. „Liebebeseelt“

Ähnlich wie Freiheit wird Liebe im Person-*Sein* begründet verstanden. Personale Liebe ist daher – wie die Person selbst – im letzten Geheimnis. Wir verstehen sie hier als den eigentlichen und ganzheitlichen Vollzug des Menschen, als Vollendung personalen Seins und dessen tiefsten Sinn. So verstandene Liebe ist zugleich selbst- und fremdbestimmt in der Weise, daß sich personale Liebe als subjektive Grundhaltung auf das Person-*Sein* des „Du“ bezieht. Denn personale Liebe meint den anderen in seinem einmaligen, unwiederholbaren Person-*Sein*. Sie unterscheidet sich darum von der „Es-Liebe“, die im anderen einzelne Werte liebt und sucht oder auch Belohnung von Tugendleistung ist. Mit anderen Worten: Personale Liebe als „Du-Liebe“ bezieht sich auf den anderen nicht um eines Einzelwertes willen, den der andere verkörpert, sondern um des Wertes seines einmaligen Personseins willen. Da jedes personale *Sein* sich auf ein werthafte Zielbild – auf das „persönliche Ideal“ – hin realisieren soll, umfaßt Liebe auch Werte mit, die noch nicht verwirklicht sind. Personale Liebe als bejahende Werthaltung vermag das „Du“ in seinem Person-*Sein* zu treffen, personale Werte im „Du“ sichtbar werden zu lassen und zu schaffen, indem es die schöpferische Initiative im „Du“ weckt.

Frei macht eine solche Liebe unter einem doppelten Gesichtspunkt: einerseits, indem der Mensch in dienender Hingabe, ohne eigene Willkür, die Seienden so bejahen und belassen kann, wie sie sind; andererseits, indem die personale Liebe als Endwert alle Fähigkeiten des Menschen gleichsam wie in einem Brennpunkt konzentriert, so daß von diesem her alles andere an Bedeutung verliert und den Menschen freigibt. Denn personale Liebe ist Endwert und Endgesetzlichkeit in der Werthierarchie, da Liebe alle anderen sittlichen Akte inspiriert und durchwirkt. Liebe ist wertschöpferisch.

Dieser Auffassung vom Menschsein ist der Wertkodex korrelativ. Nach Pater Kentenich liegt der Wertverwirklichung das „Schicklichkeitsempfinden“ voraus, wörtlich genommen ein Empfinden, ein Erspüren dessen, was sich der Würde der menschlichen Person gemäß schickt, sowohl im Umgang mit sich selbst als auch im bezug zu den Mitmenschen. Eine Zentralstellung nimmt die magnanimitas – Großmut, Hochgemutheit, Hochherzigkeit – als zu erstrebende Grundhaltung ein; sie soll den Fallgesetzen der Natur entgegenwirken und den „Zug nach unten“ überwinden. Dieser Grundhaltung entsprechend werden Forderungen nicht im Modus des Müssens, sondern des Dürfens gestellt auf Grund eigener, freier Entscheidung, und zwar im Blick auf die Verwirklichung eines Ideals. Ideale werden als reale und personale Werte verstanden, da – wie bereits erwähnt – die Wertordnung mit der Seinsordnung gegeben ist und entsprechend dem Person-*Sein* als

höchstem Sinn die personalen Werte die höchsten sind. „Hochherzig dienende Liebe“ ist daher der zu verwirklichende Zentralwert.

Die so verstandene personale Liebe als Grundhaltung gewinnt allerdings – wie die Freiheit und eng mit ihr verbunden – Gestalt in einem Entwicklungsprozeß, der sich von Ichhaftigkeit auf ichgelöste Du-Bezogenheit verlagert. Denn erst das Erlebnis seines einmaligen Eigenseins und Eigenwertes in einer personalen gegenseitigen Liebe macht den Menschen fähig zur Hingabe an das „Du“. Nach Pater Kentenich kann in der Regel nur eine auf naturhafter Erfülltheit aufruhende Liebe ausreifen zu ichgelöstem Du-Sagen. Er versteht Liebe ganzheitlich als Harmonie zwischen „naturhafter“ und „natürlicher“ Liebe, wobei sich die Begriffe „naturhafte Liebe“ und „natürliche Liebe“ nicht mit dem Begriffspaar Sexus und Eros decken. Vielmehr versteht er das Verhältnis von „naturhafter“ und „natürlicher“ Liebe „zueinander wie Trieb und Tugend“. Pater Kentenich meint damit – wie im Abschnitt „geistbeseelt“ bereits allgemein ausgeführt – das geistig-personale Auffangen und Gestaltgeben der im irrationalen Kern des Personseins, im „Herzen“, spontan entspringenden, ursprünglichen Zuneigung zu einer anderen Person. Er sieht in der Liebe die Grundkraft und den Urtrieb schlechthin. Ganzheitliche Liebe ist demnach das harmonische Zusammenklingen von naturhafter Neigung mit erkenntnismäßiger und willentlicher Hinneigung zum „Du“.

Es besteht eine geheimnisvolle Wechselwirkung in diesem Lebensvorgang zwischen gebender und empfangender Liebe. Voraussetzung für gegenseitige Liebe ist sowohl Gleichheit als auch Ungleichheit der Partner. Ohne eine gemeinsame Basis des Denkens, Wollens und Empfindens ist Einheit nicht möglich. Andererseits wird sich gegenseitige Sympathie – die als spontaner Antrieb im Menschen entspringt, wenn dieser affiziert wird von der Werthaftigkeit eines „Du“ –, nicht einstellen, falls das „Du“ nicht Werte verkörpert, die dem „Ich“ fehlen und umgekehrt. Die im Irrationalen wurzelnde Sympathie aber ist Voraussetzung für die Liebesbewegung von Person zu Person. Denn jede Liebe strebt zur Liebesvereinigung. Personale Liebe umfaßt demnach das doppelte Paradox: Je intensiver die Selbsthingabe, um so tiefer ist die Selbstfindung; je tiefer die Bindung an das „Du“, um so freier das „Ich“. Nur in der liebenden Verbundenheit mit einem „Du“ kommt der Mensch zu sich selbst. Indem er sich schenkt, erhält er sich bereichert zurück. Personale Liebe ist frei und bewirkt Freiheit.

Christliche Freiheit

Von Pater Joseph Kentenich (+)

I.

Der neue Mensch ist der wahrhaft innerlich freie Mensch, deswegen ist eines der wesentlichsten Kapitel in der Erziehung des neuen Menschen das Kapitel über die Freiheitserziehung. Sie wissen, Freiheitserziehung ist das totale Gegenstück gegenüber Unfreiheitserziehung. Wenn Sie sich daran erinnern, daß Freiheitserziehung der Wesensbestandteil der Idealpädagogik ist, dann müssen zwei Worte immer in der Seele klingen. Das erste Wort heißt: Idealerziehung ist Hochgemutheitserziehung, nicht bloße Pflichterziehung. Angewandt auf die Freiheitserziehung will das heißen, ich kann meinen Willen binden an den Willen Gottes, der unter Sünde verpflichtet. Das ist pflichtmäßig Freiheitserziehung. Ich kann meinen Willen aber auch binden an die leisesten Wünsche Gottes. Das ist Hochgemutheitserziehung, wahrhafte Idealerziehung. Wir müssen uns sehr in acht nehmen, daß wir nicht Hochgemutheit mit Pflicht im eigentlichen Sinne des Wortes verwechseln. In unserem Lexikon sollte möglichst selten das Wort stehen: Du mußt, statt dessen: Du darfst. Wissen Sie, wo die Pflicht aufhört, da fängt eigentlich die Hochgemutheit erst an.

Ich kann mich gut entsinnen, seinerzeit sagte mir einmal der verstorbene Generalvikar von Freiburg: Ich brauche einen Verein, der auf seine Fahne geschrieben hat: Beobachtung der 10 Gebote. Wissen Sie, was das bedeutet? Er wollte sagen, es gibt heute viele Menschen, die reden von Heiligkeit und erfüllen nicht einmal die gewöhnlichen alltäglichen Pflichten. Sehen Sie, Idealpädagogik schließt Pflichtpädagogik in sich, geht aber darüber hinaus.

Darf ich noch einmal wiederholen: Wir halten vor Augen, möglichst wenig mit dem Muß arbeiten, immer mit dem Dürfen, deswegen auch die Motive immer herausstellen, insofern sie Hochherzigkeit wecken, nicht das Pflichtgefühl wecken. Wahre Freiheitserziehung verlangt immer Hochgemutheit bis zum äußersten. Ich binde meinen Willen freigewählt und freigewollt auch an die leisesten Wünsche Gottes. Aus den wenigen Bruchstücken, die ich Ihnen vorher erzählt und vorlesen ließ, merken Sie, wie der Gedanke der Freiheitserziehung der rote Faden ist, der die ganze Geschichte Schönstatts durchzieht.

Sie wissen aber auch, daß Freiheitserziehung schlechthin das Problem der heutigen Erziehung allgemein ist.

Worauf müssen wir aus dieser Sicht heraus besonders Gewicht legen bei der Erziehung?

1. Daß der Zögling möglichst viel Gelegenheit hat, sich von innen heraus selber zu entscheiden. Deswegen müßte in der Tagesordnung neben der ordnungsgemäßen Zucht auch ein gewisses Gebiet sein, das der Zögling sich selber bestimmen kann. Verstehen Sie, weshalb das heute von großer Bedeutung ist? Der heutige Mensch muß lernen, von innen heraus sich selbst zu entscheiden auch gegen andere Strömungen, die etwa im Hause sind. Im großen und ganzen wird jede Internatserziehung in Gefahr sein, den Kollektivmenschen großzuziehen. Deswegen die ernste Frage: Was tun wir, um diesen Kollektivmenschen, den Massenmenschen zu überwinden? Ich persönlich stehe auf dem Standpunkt: Weil der heutige Mensch so ist, deswegen, wenn schon beides nicht möglich ist, Disziplin und freie Entscheidung, dann lieber etwas Disziplinlosigkeit dulden, aber Freiheit lassen, um sich selbst zu entscheiden.

Die wahre Freiheit kennt zwei Dimensionen, sagt der Philosoph:

1. Dimension: Entscheidungsfähigkeit,
2. Dimension: Durchsetzungsfähigkeit.

Was ist primär das Wesentliche? Das ist die Entscheidungsfähigkeit. Der Elefant kann sich auch durchsetzen. Wir kennen ein Wort, das heißt: Der Elefant im Porzellanladen. Das ist wesentlich. Sie dürfen nicht meinen, das wäre leicht, heute einen Menschen zu erziehen, daß er sich selbst entscheidet. Sehen Sie, wenn ich mit der Peitsche knalle oder was sage, dann werden so und so viele meiner Gefolgschaft ja sagen. Wie wenige sind aber fähig, von innen heraus im Zweifelsfalle sich selber zu entscheiden. Ich habe mit ungezählt vielen Menschen Fühlung. Ich wette, es gibt eine Anzahl darunter, wenn ich denen sagen würde: Gehen Sie ruhig ins Konzentrationslager und lassen Sie sich den Kopf abschlagen, würden sie sofort hingehen, ohne mit der Wimper zu klimpern. Verstehen Sie, das ist ein starker Durchsetzungswille, aber auch ein sehr starker Opferwille. Wenn sie aber selber die Entscheidung treffen sollen: Ich gehe ins Konzentrationslager oder suche diese oder jene Haltung, kommen sie nie zu streich. Ich darf Ihnen sogar sagen, daß eines der charakteristischen Merkmale des heutigen Menschen der Mangel an persönlicher Entscheidungsfähigkeit ist. Sie müssen überlegen: Wie hat der Nationalsozialismus erzogen? Wie erzieht jetzt die Sowjetunion? Das Denken tut der Führer, das Sichbewegenlassen, das heißt, die Beine in Bewegung setzen; aber sich selbst entscheiden, wenige können das heute.

Was versteht man nun denn so betrachtet unter dem kollektivistischen Menschen? Das ist der allseitig vollkommen entbundene Mensch, damit er der Willkür des Diktators ausgesetzt ist. Anders definiert: Wie sieht der kollektivistische Mensch aus? Was ich jetzt sage, ist im Kerne dasselbe, nur stärker umschrieben. Das ist der radikalisierte, alle gottgewollten Bindungen von innen heraus zerschneidende und verneinende Massenmensch. Was sind das denn für Bindungen, die der liebe Gott will? Ich habe das wissen-

schaftlich, theoretisch dargestellt. Ich habe sagen dürfen: das sind die ideenmäßigen, lokalen und personalen Formgebundenheiten. Jetzt muß ich so sagen: Wie sehen die gottgewollten Bindungen aus? Das ist die Bindung an Gott, das ist die Bindung an die Scholle, das ist auch die Bindung an die Menschen.

Was will der kollektivistische Mensch? Er will dem Diktator total ausgeliefert sein, deswegen darf er nicht gebunden sein an Gott. Wenn er an Gott gebunden ist, ist er nicht der Willkür des Diktators ausgesetzt. Er darf nicht gebunden sein an die Erde, an die Scholle, an die Heimat. Er soll lediglich der Willkür des Diktators ausgeliefert sein. Jede anders geartete Bindung, auch die Bindung an Gott, an die Scholle, hindert das totale Ausgeliefertsein an den Diktator. Dasselbe gilt von der personalen Gebundenheit. Wenn ich etwa an einen Menschen, an Vater und Mutter gebunden bin, ist das ein Hindernis, sich dem Diktator auszusetzen. So zerschneidet der Kollektivmensch den ganzen Bindungsorganismus. Er kennt nur eine Bindung, das ist der Wille und der Befehl des Diktators. Umgekehrt verstehen Sie von hier aus die Taktik des Diktators. Verstehen Sie, wie der Diktator darauf angewiesen ist, eine gottlose Strömung zu schaffen. Wenn die Menschen noch an Gott glauben, dann sind sie ja gebunden, der Diktator kann nicht mit einem machen, was er will.

II.

Darf ich Ihnen jetzt den neuen Menschen einmal darstellen mit einer Begriffsbestimmung? Jetzt muß ich erst einmal den bolschewistischen Menschen in Erinnerung bringen. Das ist der radikalisierte Mensch, von allen gottgewollten Bindungen gelöste Massenmensch. Was ist jetzt das Gegenbild? Was sollte an sich jetzt der neue Mensch sein für die heutige Zeit? Jetzt müssen Sie Wort für Wort der vorher gegebenen Definition nehmen und dafür das Gegenwort einsetzen. So pflegen wir zu sagen: Der Schönstattmensch als der antibolschewistische Mensch ist der enthusiastische, übernatürliche, alle gottgewollten Bindungen von innen heraus freudig bejahende Gemeinschaftsmensch. Ich muß also enthusiastisch an der Bindung an Gott hängen. Für den heutigen Menschen genügt Gottgebundenheit nicht mehr. Gottergriffenheit ist notwendig. Dasselbe gilt vom ganzen Bindungsorganismus. Ich darf diesen Bindungsorganismus nicht nur bejahen, ich muß ergriffen sein vom Bindungsorganismus; deswegen nicht etwa nur Vatergebundenheit, sondern Vaterergriffenheit. Wenn ich nicht ergriffen bin von der Vaterliebe, werde ich morgen alle Bänder zerschneiden und gehe über in das bolschewistische Lager.

Fast möchten wir bis in die tiefste Seele erschrecken, wenn wir bei Lukas lesen (14,26-32): „Wenn einer zu mir kommt und nicht haßt seinen Vater und seine Mutter und Weib und Kind und Bruder und Schwester, ja auch sich selbst nicht haßt, so kann er mein Jünger nicht sein. Wer sein Kreuz nicht trägt und mir nicht nachfolgt, kann mein Jünger nicht sein.“

Spüren wir nicht heraus, um was es hier eigentlich geht? Nicht um Meidung von Unedlem oder Sündhaftem, wenn und weil es dem Willen des Vaters nicht entspricht. Das könnten

wir gut und leicht verstehen, wir hielten und halten das für selbstverständlich. Nein, die Forderung greift höher und tiefer. Die edelsten Bindungen zu Vater und Mutter, ja die Bindung an uns selbst muß vollständig dem Liebeswillen des Vaters unterworfen werden. Ja, wir müssen diese edlen Bindungen sogar hassen, d. h. als Feinde behandeln, zerstören, zerreißen, sobald sie in irgendeiner Weise den leisesten Wünschen des Liebeswillen Gottes nicht entsprechen.

So sieht die „nova creatura“ in Christus und seiner Mutter aus. Sie lebt ganz aus der Inscriptiohaltung. Ganz frei will und muß sie werden von den feinsten naturhaften Unfreiheiten, um in Christus und seiner Mutter die volle Freiheit der Kinder Gottes ihr eigen nennen zu können.

Wahrhaftig eine Höhenlage, die ohne Wunder der Gnade nicht erklommen werden kann. Sie ist der Schatz im Acker, die Perle, um derentwillen der Jünger gerne bereit ist, alles herzugeben.

Es gibt verhältnismäßig wenig Christen, Ordensleute und Priester, die dieses Wunder des freien, des vollendeten Menschen in Christus und seiner Mutter ersehnen und erwarten, weil diese neue Schöpfung für sie zuwenig Realität, zuwenig Hochwertigkeit in sich begreift. Wer alles verlassen will, muß erst ein Ideal vor sich sehen, das ihm alles ersetzt, das ihm alles ist. Mit Christus in seinem Vollalter vollständig verloren sein mit heiligem Wagemut im Willen des Vaters.

Möge dieses seltene Wunder in unserem Familienkreis alltägliche Wirklichkeit werden. Der vollreife, freie Mensch in Christus und seiner Mutter, der nur das eine Ideal kennt: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, und sein Werk zu vollbringen.“

Die Gottesmutter hat uns dieses Ideal vorgelebt. Sie hat den Geist des Heilandes ja am tiefsten erfaßt. Sie muß ihm als bräutlich-mütterliche Dauergenossin und Gefährtin am ähnlichsten sein.

In ähnlicher Weise ließ auch Paulus in vollendeter Freiheit der Kinder Gottes den Vaterwillen über sich bestimmen und herrschen. Selbst in seiner Missionsmethode achtete er sorgfältig, ob der Vater ihm nicht durch die Verhältnisse eine Tür öffnete, durch die er hindurch konnte, und sofort war er bereit, darauf einzugehen, wenn es ihn auch die größten Opfer kostete. Der Liebeswille des Vaters unseres Herrn Jesus Christus sollte ihn ganz beherrschen. Die Frage, die sich ihm gleich nach der Bekehrung von Damaskus auf die Lippen drängte, begleitete ihn Tag und Nacht: „Herr, was willst Du, das ich tun soll?“

Das ist dieselbe Frage, die unsere Familiengeschichte wesentlich bestimmt, dieselbe Frage, die durch die Inscriptio Lieblings- und Lebensfrage der Familie und jedes echten Kindes der Familie geworden ist.

Augustinus macht uns darauf aufmerksam, daß Gott den Menschen zwar ohne seinen Willen erschaffen hat, ihn aber nicht ohne seinen Willen, seine Mitwirkung, erlösen will. Diese Mitwirkung besteht — wo es sich um Menschen handelt, die freier Akte fähig sind — in der freien Glaubensentscheidung für Christus und sein Erlösungswerk.

Da hören wir wieder ein Wort, das in Ohr und Herz einen vollen Klang weckt: freie Entscheidung! Alte Erinnerungen an gnadenvolle Erkenntnisse werden in uns wach. Als wir vom Sinn des Weltgeschehens sprachen, hörten wir die aufschlußreiche, beglückende Antwort: Der Sinn des Weltgeschehens ist von Gott aus gesehen die sieghafte Heimholung der Auserwählten durch Christus im Heiligen Geist zum Vater; vom Menschen aus betrachtet: die sieghafte Heimkehr der Auserwählten durch sieghafte Entscheidung für Christus im Heiligen Geist.

Sieghaft nannten wir damals diese Entscheidung für Christus, weil sie persönlich, freigewählt und freigewollt und heroisch ist oder doch wenigstens sein soll.

Und dann begeisterten wir uns in dem Zusammenhang mit unserer reinen, vergeistigten, begeisterungsfähigen Seele für das größte „Wunder in der natürlichen Ordnung“, die Freiheit des menschlichen Willens — wir, die wir die rechte gottgewollte Freiheit, die freie Liebesgebundenheit als Grundlage und Krönung unseres Strebens so häufig und warm ausgerufen, verteidigt und gelebt haben und als Dauergut der Familie sichern möchten. Wir bekennen immer wieder mit großer Freude und Dankbarkeit, mit heiligem Stolz: der Mensch ist nicht in allem an den blinden Kausalrhythmus im Naturgeschehen versklavt. Er kann gegen den Strom schwimmen, er kann selbst eine neue Kausalreihe beginnen — weil er einen freien Willen hat. Er kann sich frei selbst entscheiden und die getroffene Entscheidung durchsetzen, allen Hemmnissen zum Trotz.

Diese freie Entscheidungsfähigkeit ist das wesentlichste Kernstück der Freiheit. Sie macht es dem Menschen möglich, von innen heraus die Wertskala in und mit Christus bis in alle Einzelheiten zur seinigen zu machen.

Das ist die wahre Größe des freien Menschen, in und mit Christus sich auszuliefern dem Liebeswillen des Vaters — so wie wir es tun in der Inscriptio. In tiefer Ehrfurcht und Dankbarkeit beuge ich mich vor allen Gliedern und Kindern der Familie, die diesen Gipfelpunkt wahrer Größe erstiegen haben. Wir nahmen die Inscriptio bitterernst, Gott wird uns beim Wort fassen! Die Zukunft unserer Familie, vor allem der Geist der Freiheit der Kinder Gottes, wird durch unser Leben aus der Inscriptio wesentlich mitbestimmt. Nur solange haben wir Existenzrecht mit unserer originellen Eigenart, als wir dieses Erbgut, gebundene Freiheit und freie Liebesgebundenheit, hüten und pflegen. Das Leben aus der Inscriptio ist auch die einzig sichere Gewähr, daß das Schiff der Familie durch die Stürme der Gegenwart den Weg findet in den Hafen der Zukunft. Es lebe darum die Inscriptio.

Gott liebt die richtig gebrauchte Freiheit, das volle Verlorensein unseres Willens und Herzens in Christus an seine leisesten Wünsche so sehr, daß er um der Freude und Ehre willen, die ihm die wenigen Helden wahrer Freiheitsliebe bereiten, die Unehre mit in Kauf nimmt, die ihm die Millionen der anderen zufügen.

Von diesem Standpunkt aus verstehen wir, weshalb Gott soviel Gewicht legt auf Gelegenheiten, die seine Lieblinge zu freier persönlicher Entscheidung aufrufen.

Jedenfalls klingt die aufgestellte Behauptung: die „Ohnmacht“ des Erlösers macht die Mitarbeit am Erlösungswerk in Form der freien Entscheidung erst möglich — jetzt schon nicht mehr so fremd.

Stellen wir uns einmal vor, der Messias hätte den Mantel der Niedrigkeit, den er angetan, er hätte seine Ohnmacht abgestreift und sich der Welt in vollem Zauber, im blendenden Glanz seiner göttlichen Macht und Herrlichkeit und Wunder gezeigt! Wäre dann noch Platz für eine freie, persönliche Entscheidung geblieben? Gott will aber unter allen Umständen diese freie Entscheidung. Also mußte er seinen Sohn in Ohnmacht auf der Welt erscheinen lassen.

III.

Ich darf Sie aufmerksam machen, daß Freiheitserziehung auch schlechthin das Kernproblem der Gesamterziehung ist. Ich brauche die inneren Zusammenhänge nicht noch einmal bloßzulegen. Sie brauchen sich nur zu erinnern an die kollektivistische Zeit. Sehen Sie, deswegen darf ich sagen, Freiheitserziehung ist:

1. eine Existenzfrage für uns selber,
2. Freiheitserziehung aber auch unser wesentlichstes Apostolat der breiten Öffentlichkeit gegenüber.

So werden Sie verstehen, weshalb mich persönlich, *zumal zur Zeit meiner Gefangenschaft*, der Gedanke an die Freiheit der Familie bis zum Ende der Zeiten immer ungemein bewegt hat. Sehen Sie, deswegen immer der Kerngedanke: Ich freue mich, Sklavenketten tragen zu können, um der Familie durch Opfer und Gebet den Sinn für wahre Freiheit bis zum Ende der Zeiten zu erbetteln. Es ist etwas Großes, für die wahre Freiheit sein Leben, ja die persönliche Freiheit herzugeben. Hat man ein großes Ziel vor sich, dann kann man dafür alles, auch das Leben, hergeben. Ich möchte sogar sagen, ich möchte Ihnen gern die Sorge für die Freiheitserziehung als ein Stück persönliches Testament hinterlassen.

Nun die erste Frage: Wird unsere Familie in den späteren Generationen es fertigbringen, diese Freiheit richtig zu verstehen und zu gebrauchen? Paulus verlangt Freiheit, aber auch gleichzeitig das Ausgeliefertsein an das Pneuma Christi. Wir sagen dafür: Freiheit von den pflichtmäßigen Bindungen nach unten will ergänzt werden durch Hochherzigkeit und ständige Hellhörigkeit und Folgsamkeit, durch heroische Ganzhingabe an die Wünsche Gottes! Blankovollmacht und Inscriptio!

Nochmals: Wird es glücken, diesen richtig verstandenen Geist der Freiheit für alle Zeiten zu sichern? Eine sehr ernste Frage.

Von hier aus ist es leicht verständlich, weshalb ein freiwirkendes Werkzeug, wie in diesem Falle der Mensch als animal rationale, kraft seines Werkzeugcharakters ernst nehmen muß um ganzheitliche Lösung von sich selber, vornehmlich vom kranken Eigenwillen. Wo Eigenwillen lebendig, hört das Werkzeug auf, von der causa principalis abhängig zu sein, um sich willig lenken und leiten zu lassen zu allen Aufgaben und Zielen,

wofür sie es vorgesehen hat und benutzen will. Causa principalis ist und bleibt immer letzten Endes Gott. Um für ihn immer vollkommen als Werkzeug zur Verfügung zu stehen, ringen wir mit allen Mitteln um eine heilige Indifferenz oder durchatives allgemeines Voreingestelltsein für Schweres und Schwerstes, wie es in der Welt zum Ausdruck kommt und im praktischen Alltagsleben sich auswirkt nicht bloß durch geduldiges, sondern auch durch freudiges Ertragen von Kreuz und Leid oder durch die zur Verachtung oder praktische Kreuzesliebe.

Füglich sind wir erst seit dem vollen Ernstmachen mit der Inscriptio genügend bereit, uns, um von Gott erfüllt und von ihm für seine Zwecke benutzt zu werden. Und wenn uns abhält vom Leben und Wirken aus Inscriptio, löst und trennt uns in demselben von Gott, hindert das Einströmen seiner Kraft und Gnade ins Werkzeug und eine uningeschränkte Ja zu seiner Zielsetzung.

Seitdem wir Blankovollmacht und Inscriptio gemacht haben, leben wir in einer inneren Freiheit und vielgestaltigen Sicherheit, wie sie mit der vollkommenen Werkzeugsfrömmigkeit wesentlich verbunden ist. Was unsere innere Freiheit stört, ist in den feinsten Regionen unseres unterbewußten Seelenlebens hinein durch die Inscriptio fern. Sie hat uns freigemacht von uns selber, damit wir vollständig frei für Gott und für Gott werden – wenigstens der Grundeinstellung und dem ernstesten Werkzeugsstreben nach. Daß das ichsüchtige Herz sich immer wieder neu in sich selber verstrickt, daß im Lichte Gottes sich immer wieder neue, geheime und unheimliche Schatten unseres Seelenlebens erschließen, die uns feinere Gewundenheiten und Verstrickungen offenbaren, ist kein Beweis gegen die Echtheit der Inscriptio. Es ist nur Gelegenheit, wachen Blickes und mit ernstem Wollen uns jeweils neu zu erheben im Geiste der Inscriptio für den vollen Werkzeugscharakter unserer ganzen Persönlichkeit. Und jede neue Entscheidung bedeutet gleicherweise ein entsprechendes Vordringen an innerer Freiheit. Äußere Sklavenketten mögen empfindlich schmerzen, sie sind ein Kinderspiel gegen innere Versklavung. Innere, wahre Freiheit ist nicht nur möglich trotz äußerer Unterjochung und Unterdrückung. Bei großen Seelen, die sich bemühen, den vollkommenen Werkzeugscharakter ihres Seins, wächst nicht selten in solchen Situationen eine innere Freiheit und Fröhlichkeit in unerwartetem Maße.

IV.

Eines der ersten Gedichte, das ich in Dachau diktiert habe, nachdem ich Schriftsteller sein wollte, ist das Heimatlied gewesen. Das war Anfang 1943. Das war eine gefährlich dunkle Zeit in Dachau, und damals hat in der Öffentlichkeit Hitler Sieg auf Sie getragen, so daß man glaubte und meinen mußte, wir bleiben ewig in Dachau, wir werden niemals mehr frei. Das müssen Sie wissen, wenn Sie das Heimatlied verstehen wollen. Sehen Sie, der Hintergrund so dunkel als nur eben möglich. Auf diesem dunklen Grunde leuchtet nun das Heimatlied, da leuchten die großen Ideale, die mir in den Augen standen und die ich gerne durch die Bewegung verwirklicht hätte. So sind die Ideale im Heimatlied dargestellt, sind sie so himmelhoch, daß sie hier auf Erden

verwirklicht werden können. Wenn sie nun mal schauen, wie die Leitsterne, die leuchtenden Sterne aussehen, die auf diesem dunklen Hintergrunde leuchten, dann werden Sie sich jetzt wundern nach dem, was ich gesagt habe, daß einer der leuchtendsten Sterne der Stern der Freiheit ist. Sehen Sie, im Hintergrund diese furchtbare äußere Sklavenhaft. Ich muß Ihnen sagen, die Sehnsucht nach äußerer Freiheit war vollständig in mir erstickt. Verstehen Sie, weshalb? Aus Liebe zur Familie, um der Familie die innere Freiheit zu erkaufen. Und sehen Sie, diese innere Freiheit, das ist die Freiheit, die im Heimatlied besungen wird. Und weil der liebe Gott mir diese innere Freiheit im außergewöhnlichen Grade geschenkt hat, bin ich so urgesund, körperlich und seelisch, aus dem Lager herausgekommen.

Inscriptio in dieser Situation gelebt, was heißt das? Lieber Gott, wenn Du mich mißhandeln lassen willst, dann bitte ich Dich, tue es. Wenn rechts und links die Gefangenen umflogen wie die Fliegen, ja bis zum Tode mißhandelt wurden; selbstverständlich mußte ich mir dann sagen, gleich bist Du an der Reihe. Wenn man da nicht die innere Freiheit gehabt hätte, würde man schon aus Angst krank geworden sein. Ist man aber mit dem Leben fertig, kann man das gut aushalten.

Wollen Sie nicht einmal eine Freiheitsstrophe hören?

„Kennst Du das Land, dem Himmel gleich. das heiß ersehnte Freiheitsreich . . .“ Wie sieht das Freiheitsreich aus? Jetzt müssen Sie jedes Wort hören. In den paar Versen steckt die ganze Metaphysik der Freiheit. „Wo Großmut, Schicklichkeitsempfinden, den Zug nach unten überwinden. Wo Gottes leise Wünsche binden und freudige Entscheidung finden; wo nach der Liebe Grundgesetzen sie allseits siegreich durch sich setzen.“ Eigentlich müßten Sie sich die Strophe einmal vorsingen lassen, dann merken Sie die beiden Kernworte, um die sich die wahre Freiheit dreht. Es sind zwei:

1. Entscheidungsfähigkeit,
2. Durchsetzungsfähigkeit.

Worin besteht die wahre Freiheit der Kinder Gottes? Sich freiwillig entscheiden für die leisesten Wünsche Gottes, nicht nur für die Gebote. Deswegen merken Sie, Freiheits-erziehung im Sinne der Idealerziehung, nicht nur der Pflichterziehung.

Zweites Element der Freiheit: Durchsetzungsfähigkeit. Worin besteht hier wiederum das höchste Ideal? „Wo nach der Liebe Grundgesetzen sie allseits siegreich durch sich setzen.“ Das ist klar, für uns erbsündlich belastete Menschen ist das nicht möglich, das konnten nur der Heiland und die Gottesmutter. Deswegen sage ich, in der dunklen Sklavenhaft, auf dem dunklen Hintergrunde leuchten die Sterne der höchsten Ideale. Wollen Sie nochmal die Strophe auf sich wirken lassen? „Kennst Du das Land, dem Himmel gleich . . .“ Das ist die Freiheit, die wir im Himmel genießen. „Kennst Du das Land, dem Himmel gleich, daß heiß ersehnte Freiheitsreich.“ Verstehen Sie, das heiß ersehnte, nicht nur hier und da ein wenig flehentliche Sehnsucht, sondern die ganze Sehnsucht nach Freiheit muß all unser Wesen durchdringen. „Wo Großmut, Schicklichkeitsempfinden . . .“ Ich sagte auch den anderen Ausdruck, Schicklichkeitsempfinden, das ist fraulich geprägt. Der

Ausdruck Magnanimitas ist überzeitlich und stark männlich geprägt. Dafür sagt die Frau gerne Schicklichkeitsempfinden, und zwar unterscheidet sie hier ein natürliches und übernatürliches Schicklichkeitsempfinden. Was schickt sich für die Frau? Ich frage nicht, wozu ist sie verpflichtet. Sie merken, überall das Brechen mit der bloßen Pflichtpädagogik; nicht als wenn Idealpädagogik keine Pflichtpädagogik, Pflichterfüllung in sich schliesse, das ist selbstverständlich. Es schickt sich übernatürlich, daß ich lebe nach dem Gesetz des Heilandes: Was Vater Freude macht, das tue ich allezeit. Deswegen noch einmal, machen Sie um des Himmels willen keine Pflicht, wo keine ist, sonst erziehen Sie Sklaven, also Menschen, die aus Irrtum brav sind.

Wenn Sie mich als Moraltheologen etwas fragen, dann werden Sie sehen, wo ich noch ein Loch finde, da sage ich es Ihnen auch. Der Moraltheologe muß festhalten: Freiheit, so weit ich es noch eben rechtfertigen kann. Wenn Sie mich aber als Aszet fragen, dann gebe ich Ihnen die Antwort: Da ist nichts hoch genug. Aber dann sage ich Ihnen, Sie brauchen das nicht zu tun, das hängt von Ihrer Großmut ab, ob Sie das oder jenes tun. Und ich garantiere Ihnen, wenn Sie den Menschen so edel behandeln, wecken Sie überall den Helden, im anderen Fall den Sklaven.

Hören Sie noch einmal: „Wo Großmut, Schicklichkeitsempfinden den Zug nach unten überwinden . . .“ Da heißt es nicht: Wo Pflichtbewußtsein den Zug nach unten überwindet. Sehen Sie, das Pflichtbewußtsein überwindet das Sündhafte, das schwer und läßlich Sündhafte. „Wo Großmut, Schicklichkeitsempfinden den Zug nach unten überwinden, wo Gottes leise Wünsche binden und freudige Entscheidung finden.“ Entscheidungsfähigkeit ist höchste Heiligkeit. Überlegen Sie einmal, was das ein gewaltiges Ideal ist. Das bringen wir auf die Dauer nicht fertig. Wer bringt es fertig, auf die leisesten Wünsche Gottes immer freudig ja zu sagen? Und im übrigen hat das Offertorium von Kirchweih denselben Gedanken als Leitgedanken hingestellt. Da heißt es: „Domine Deus, in simplicitate cordis mei laetus obtuli universa.“ Da haben Sie die Entscheidungsfähigkeit, die aus Großmut wächst, die den Willen und das Herz frei an die leisesten Wünsche Gottes bindet und sich frei entscheidet.

Der letzte Teil der Strophe hebt dann den Durchsetzungswillen hervor. Wissen Sie, was die Strophe nun für eine Antwort gibt? „Dies Wunderland ist mir bekannt . . .“ Sehen Sie den Gegensatz? Gelebt im Wüstenland, oder praktisch gelebt in der Hölle von Dachau. Sehen Sie, jetzt auf einmal steht das himmelhohe Ideal der Freiheit vor mir, trotzdem ich auf der andern Seite soviel Massenmenschentum kennenlernte, nicht bloß bei Laien, sondern auch bei Priestern und Ordensleuten. Wo lebt dieser Geist der höchsten Freiheit? Die Antwort: Im Schönstattland. „Das Wunderland ist mir bekannt, es ist mein Heimatland, mein Schönstattland.“ Heimatland, mein hohes Ideal. Sehen Sie, so die Freiheit leben, das ist schlechthin ein Wunder. Und wodurch wird das Wunder gewirkt? Durch das, was wir gelernt haben: durch das Schönstattgeheimnis. Das ist das, was wir das Schönstätter Mariengeheimnis nennen. Wer schenkt uns diesen hohen Grad der Freiheit? Die Gottesmutter vom Heiligtum aus.

Jetzt darf ich Sie bitten, den ganzen Vers, die Antwort einmal auf sich wirken zu lassen und selber zu studieren, wie hier mit wenigen Worten unser ganzes Mariengeheimnis wiedergegeben ist. Hören Sie noch einmal: „Dies Wunderland ist mir bekannt . . .“ Im Schmutz von Dachau habe ich immer in diesem Wunderland gelebt, nicht bloß in diesen hohen Ideen, sondern auch unter den Menschen geistig gelebt, die nach der Verwirklichung dieser Ideen gestrebt haben. Sehen Sie, das Wunderland, wo diese Ideen gelebt werden, wo man sich auch bemüht, sie zu verkörpern, dieses Wunderland ist mir bekannt, es ist im Taborglanz die Sonnenau. Ja, im Taborglanz, was ist das, die Schönstattau: Was heißt das, im Taborglanz? Und was wollen wir auf dieser Taborau? Das ist der Ort, wo die Gottesmutter wohnt unter ihren Lieblingskindern und alle Liebesgaben treulich lohnt. Wodurch lohnt? Durch Gaben der Freiheit, die sie uns wieder und wieder und wieder vermittelt. „Dies Wunderland ist mir bekannt. Es ist im Taborglanz die Sonnenau, wo unsere dreimal wunderbare Frau im Kreise ihrer Lieblingskinder thront und alle Liebesgaben treulich lohnt mit Offenbarung ihrer Herrlichkeit . . .“; in diesem Falle durch Offenbarung ihrer ganzen Herrlichkeit der wahren Freiheit. Da steht sie als die Freiheitskönigin und will auch ihren Kindern diese herrliche Gabe schenken, die Gabe der Freiheit. Wenn Sie das verstehen wollen, müssen Sie Wort für Wort studieren.

Verlust der Stille

Ein früherer Schulkamerad, heute Staatsbeamter, erzählte mir jüngst, er sei an einem freien Nachmittag – es war an einem der schönen warmen Spätherbsttage des vergangenen Jahres – der Stadt mit ihrem Betrieb und Lärm entflohen, um sich am abgelegenen Gestade eines Sees zu entspannen. Er hatte ein interessantes Buch mitgenommen und hoffte, sich im Frieden der Natur ungestört der Lektüre widmen zu können. Er hatte auch bald am Uferweg, der den See entlang führte, ein sonniges stilles Plätzchen gefunden und zog sein Buch heraus. Kaum hatte er einige Seiten gelesen, tauchten plötzlich einige Militärflieger am Himmel auf, die über eine Stunde lang auf dem nahe gelegenen Armeeflugplatz ihre obligatorischen Start- und Landeübungen durchführten und die ganze Gegend mit dem schrecklichen Lärm ihrer Motoren erfüllten. Als seine Ohren und sein Gemüt die Strapazen dieser Stunde überstanden hatten, hoffte er, wenigstens für den Rest des Nachmittags sich ungestört der Schönheit und Stille dieses Spätherbsttages erfreuen zu können. Aber kaum hatte er, als er zwischenhinein wieder einmal auf die Uhr blickte, mit Genugtuung festgestellt, daß schon eine halbe Stunde verstrichen war, seit die Militärflieger ihr für menschliche Ohren brutales Spiel abgebrochen hatten, da kam ein junger Bursche des Weges, ein Transistor-Radio umgehängt, das er zu allem Überfluß auf übermäßige Lautstärke eingestellt hatte. Obwohl unser Freund den jungen Mann beim Vorübergehen mit einem Blick musterte, der seinen Unwillen über die Ruhestörung zum Ausdruck brachte, hatte dieser die Frechheit, sich auf der nächsten Bank niederzulassen und sein Radio weiterhin moderne Songs und Jazzmusik in die Stille hinausschreien zu lassen. Der gute Herr wartete noch eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, um zu sehen, ob der rücksichtslose Ruhestörer nicht doch seines Weges weiterziehen oder wenigstens seinen Lärmkasten abstellen würde. Aber der machte auch nach einer halben Stunde nicht die geringsten Anstalten aufzubrechen, im Gegenteil, er hatte sich in der warmen Sonne bequem auf die Bank hingelegt, als wollte er hier übernachten. Nun war es mit der Geduld des Beamten zu Ende. Er packte sein Buch ein, ging verärgert nach Hause und schloß Türen und Fenster seiner Wohnung, um endlich in aller Ruhe in seinem Fauteuil die Lektüre des Buches fortzusetzen. Er vernahm zwar auch hier, wenn auch sehr gedämpft, aus der Nachbarwohnung die Musiksendungen des Radios und von der nahen Straße die vorüberfahrenden Autos, aber an diese Geräusche hatte er sich ge-

wöhnt, und sie waren nicht so brutal wie der Lärm, der ihn an diesem Nachmittag aus der Stille der Natur vertrieben hatte.

Diese Erfahrungen meines Schulkameraden sind kennzeichnend für den Menschen unserer Zeit. Wie viele suchen heute in freien Stunden irgendwo ein ruhiges Plätzchen und finden es kaum mehr. Der moderne Mensch lebt in einer lärmigen Welt. Überall ist er von „Geräuschkulissen“ umgeben: auf der Straße, auf dem Arbeitsplatz, an den Erholungsstätten und selbst in seinem eigenen Heim, sei es, daß er selber fortwährend vom Morgen bis zum Abend das Radio „laufen“ läßt oder mit anhören muß, wie ein Nachbar seinen Apparat mit übertriebener Lautstärke eingeschaltet hat. Wie viele Menschen müssen heute in einer Umwelt leben, in der sie vom Morgen bis zum Abend und das ganze Jahr hindurch von mehr oder weniger starken Geräuschen umflutet sind. Sie kennen kaum mehr Zeiten und Orte absoluter Ruhe. Es ist bezeichnend für unser Jahrhundert, daß vielerorts staatliche oder private Organisationen gebildet wurden, die sich die „Lärm-bekämpfung“ zur Aufgabe gestellt haben. Früher verbrachten die Menschen den größten Teil des Tages und des Lebens in einer großen Stille, und man mußte geradezu Anlässe suchen und schaffen, um einmal vorübergehend aus dieser Stille herauszukommen. Heute ist es umgekehrt: die Menschen verbringen den größten Teil des Tages und des Lebens in einer Welt voller Betrieb und Lärm und müssen Augenblicke und Orte der Stille geradezu suchen. In einer Zeitung las ich jüngst, daß es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Gaststätten gibt, in denen vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen das Radio eingeschaltet ist oder Schallplatten abgespielt werden, und Gäste, die einige Minuten Ruhe haben wollen, müssen eine Münze in einen Schlitz werfen, damit der Musikkasten für kurze Zeit verstummt.

Die Dauerberieselung mit mehr oder weniger starken Geräuschen bleibt nicht ohne Folgen. Ärzte und Psychologen weisen darauf hin, wie Seele und Leib durch die ständigen Geräusche Schaden leiden. Auch wenn man auf die Geräusche gar nicht mehr achtet, sich ihrer nicht bewußt wird, belasten sie das Nervensystem und ziehen damit den ganzen Organismus in Mitleidenschaft. Noch schlimmer wirkt sich das ständige Umgebensein von Betrieb und Lärm für die Seele aus. Die Psychologen und Pädagogen weisen darauf hin, daß der Mensch, der ständig Geräusche vernimmt, sich nicht leicht auf eine geistige Arbeit konzentrieren kann. Der Mangel an Stille wirkt sich besonders für die Persönlichkeitsbildung verhängnisvoll aus. Denn ein Mensch, der wegen ständiger Ablenkung von außen nicht mehr dazu kommt, seine persönlichen Lebenserfahrungen und Probleme in aller Ruhe zu überdenken und zu verarbeiten, sich persönliche Urteile zu bilden, Entscheidungen zu treffen, der wird mehr und mehr ein Massenmensch; er denkt, will und tut, was die anderen denken, wollen und tun. Was zutiefst zu einer Persönlichkeit gehört und allein zur Bildung einer Persönlichkeit führt: eigenständig urteilen, entscheiden und handeln, kennt er nicht. Es kann sich bei ihm kein Persönlichkeitskern bilden und entwickeln, er bleibt ein unentwickelter oder ein unterentwickelter Mensch. Wenn das Wort Goethes wahr ist: „Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit“, dann gilt das Wort auch im umgekehrten Sinn: wenn in unserem Jahrhundert keine

Persönlichkeiten mehr heranwachsen, dann ist dies das größte Unglück, das sich in unserer Zeit ereignen kann. Und eine – gewiß nicht die einzige – Ursache dieses Unglücks ist der Mangel an Stille, der Mangel von stillen Orten und stillen Zeiten im Leben der heutigen Menschen. Goethe hat im ersten Teil des „Faust“ die Bedeutung der stillen Stunden für die geistige Entwicklung des Menschen mit den bekannten Versen umschrieben: „Ach, wenn in unserer engen Zelle / Die Lampe wieder freundlich brennt, / Dann wird's in unserm Busen helle / Im Herzen das sich selber kennt. / Vernunft fängt wieder an zu sprechen / Und Hoffnung wieder an zu blüh'n; / Man sehnt sich nach des Lebens Bächen, / Ach, nach des Lebens Quelle hin.“

Wo der Mensch keine stille Zelle und keine stille Zeit mehr kennt, da erlöscht nicht nur das Licht ruhiger, vernünftiger Überlegung, da erlischt mit der Zeit auch das Licht des Glaubens. Wer ständig den Lärm und das Getriebe der Welt an sein Ohr und in sein Herz dringen läßt, der vernimmt die Stimme Gottes nicht mehr. Denn Gott spricht in der Stille zum Herzen des Menschen.

Es ist auffallend, wie – nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift – die großen Offenbarungen Gottes in der Heilsgeschichte durchweg an Menschen ergingen, die in der Stille waren und die die Stille liebten und aufsuchten. In der Stille der Nacht sprach Gott zu Abraham, gab er ihm die großen Verheißungen (Gen. Kap. 15). Im Schweigen der Wüste erhielt Moses den Auftrag, das auserwählte Volk aus Ägypten herauszuführen. Und nicht im Lande Ägypten, noch später im Gelobten Land, sondern während seiner 40jährigen Wanderung durch die stille Wüste erhielten die Israeliten das Angebot des Bundes mit Gott und seine Weisungen in den Zehn Geboten. Der junge Samuel vernahm in der Stille der Nacht den Anruf Gottes. Die Propheten des Alten Bundes erfuhren ihre Berufung und vernahmen die Anweisungen Gottes durchwegs an abgelegenen Orten. Der letzte und größte von ihnen, Johannes der Täufer, wurde von Gott in der Einsamkeit der Wüste auf seine Sendung vorbereitet, und als er anfang zu predigen, ging er nicht hinein in die Dörfer und Städte des Landes, sondern hieß die Volksscharen zu sich an den Jordan kommen.

Auch unser Herr zog sich, bevor er sein öffentliches Wirken begann, für 40 Tage in die Wüste zurück. Auch er predigte nicht auf den öffentlichen Plätzen, sondern an den stillen Gestaden des Sees Genesareth oder entführte die Leute gar auf eine abgelegene Höhe, selbst auf die Gefahr hin, daß sie dort nichts zu essen hatten. Das Kernstück seiner Frohbotschaft wird heute noch als „Bergpredigt“ bezeichnet, weil er diese Predigten weitab von allem Getriebe des Alltags auf einer Anhöhe hielt, wo heilige Ruhe die Menschen umfing und nichts sie ablenkte vom Hören auf Gottes Wort. Auch seine Jünger rief der Herr gerne „abseits an einen stillen Ort“, um sie tiefer in die Geheimnisse des Gottesreiches einzuführen. Und als er drei von ihnen seine Herrlichkeit offenbaren wollte, nahm er sie mit auf den Tabor, und in der Stille dieses Berges durften sie ihn verklärt sehen und die Begegnung mit Moses und Elias erleben.

Aus diesen Tatsachen der Heilsgeschichte läßt sich ein wichtiges Grundgesetz ableiten: Wer Gott begegnen will, wer seine Stimme vernehmen will, muß sich zurückziehen vom

Betrieb und Lärm der Welt und sich in die Stille begeben. In besonderer Weise gilt dieses Gesetz für jene, die andern die Botschaft Gottes zu künden haben. Sie müssen zuerst stille werden und schweigen und hören, was Gott spricht, nur dann werden sie seine Gedanken und Weisungen vernehmen und den Menschen künden können.

Blicken wir im Licht dieser Tatsachen in die heutige Welt mit ihrem Betrieb und Lärm, erahnen wir, in welchem Ausmaß sie die wichtigste Vorbedingung für eine Begegnung mit Gott und für das Vernehmen seiner Stimme verloren hat. Es ist eigentümlich, wie man in der Volkssprache einen großen Lärm als „Heidenlärm“ bezeichnet. Diese Rede-weise deutet darauf hin, daß Menschen, die viel Lärm machen und den Lärm lieben, „Heiden“ sind oder es werden, während Christen die Stille lieben und in der Stille wirken sollten. Bemerkenswert ist auch, daß im Evangelium bei den Teufelsaustreibungen erwähnt wird, daß sie mit großem Geschrei ausfuhren, während die Engel, wo sie auftreten, sich ruhig und freundlich geben.

Die Zerstörung der Stille, das Überhandnehmen des Lärms in unserer Zeit ist keine erfreuliche Entwicklung. Sie verkündet nicht Fortschritt und Höherentwicklung des Menschen, sondern eher Verkümmern und seelische Verarmung. Die Menschen eines solchen Jahrhunderts sind in Gefahr, seelenlose, geistlose und gottlose Menschen zu werden. Wer heutzutage eine Persönlichkeit werden will, wer vor allem ein religiöser Mensch sein will und in der Verbundenheit mit Gott wachsen will, der muß unbedingt konsequent und regelmäßig aus dem Lärm und Betrieb dieser Welt herausgehen und sich in die Stille zurückziehen.

In diesem Zusammenhang ergibt sich, wie unbedingt notwendig es ist, daß die Mitglieder einer religiösen Erneuerungsbewegung in den Ablauf des Tages, wie der Wochen und des Jahres unverrückbare Zeiten der Stille einbauen. Es wird auch für die Schönstattbewegung eine Schicksalsfrage sein, ob ihre Mitglieder die täglich von ihnen geforderte stille Zeit des Gebetes und der Betrachtung, die jährlich von ihnen geforderten Tage der Einkehr durchhalten oder nicht.

Ebenso wichtig und unerläßlich ist es für eine religiöse Erneuerungsbewegung unserer Zeit, daß sie Orte der Stille besitzt, wohin ihre Mitglieder sich jederzeit zurückziehen können, nachdem die Stätten der Stille so selten geworden sind in unserer Zeit. In diesem Zusammenhang mag man ermessen, von welcher Bedeutung etwa die Heiligtümer sind für die Schönstattbewegung. Mich hat es immer tief beeindruckt, daß in den Schönstatt-Heiligtümern, wo immer ich solche kennengelernt habe, eine heilige Stille herrscht, und daß man in ihnen immer Menschen findet, die schweigend vor Gott weilen. Wenn es der Bewegung gelingt, mitten in unserer ruhelosen und lärmigen Welt noch mehr solche Stätten der Stille zu schaffen und Menschen heranzubilden, die sich immer wieder in die Stille zurückziehen und still und schweigend vor Gott weilen, wird sie einen großen Beitrag leisten, um das religiöse Leben in unserer Zeit zu retten und eine religiöse Wiedergeburt anzubahnen.

Berichte

AM 27. JUNI 1969 WURDE DER BISHERIGE Weihbischof von Münster und Direktor des Katholischen Büros in Bonn, Heinrich Tenhumberg, vom Münsterer Domkapitel zum neuen Bischof der Hauptstadt Westfalens gewählt. Der Heilige Vater bestätigte diese Wahl unter dem 8. Juli, und am 14. September, dem Fest Kreuzerhöhung, wurde der neue Bischof von seinem Vorgänger, dem jetzigen Kölner Erzbischof Kardinal Joseph Höffner, in sein Amt eingeführt.

Die Wahl des neuen Oberhirten von Münster fand in der Diözese Münster und weit darüber hinaus einhelligen Beifall. In die Bekundungen der Freude, daß ein in vieler Beziehung hochqualifizierter Mann wie Bischof Tenhumberg die Leitung einer der größten und wichtigsten deutschen Diözesen übernommen habe, mischte sich allerdings auch das Bedauern, daß fortan seine Anwesenheit in Bonn als Direktor des Katholischen Büros vermisst werden müßte. Während der knapp drei Jahre, in denen Bischof Tenhumberg dieses Amt seit Herbst 1966 bekleidet hatte, war ihm dort auf Grund seiner von großer Aufgeschlossenheit und Güte gekennzeichneten Wirksamkeit mit Recht reiche Sympathie entgegengebracht worden.

Die vorzüglichen Eigenschaften des neuen Bischofs von Münster sind der Schönstattfamilie seit langem bekannt. Als Gymnasiast stieß Heinrich Tenhumberg Anfang der dreißiger Jahre zu den Jugendgruppen der Schönstattbewegung und blieb seitdem als Student der Theologie, als Priester, Soldat, junger Vikar, Domkapitular und Weihbischof der Person und dem Werke Pater Kentenichs eng und treu verbunden. Nach Kardinal Joseph Wendel von München und Bischof Adolf Bolte von Fulda war er der Dritte aus der Gemeinschaft der Schönstatter Diözesanpriester, der zur bischöflichen Würde gelangte. Zu keiner Zeit, auch nicht in den Jahren, als infolge der Verbannung Pater Kentenichs die Schönstattfamilie mit ihrem Gründer einen harten Kreuzweg gehen mußte, hat er seine Zuge-

hörigkeit zu ihr zurückgenommen oder auch nur verschwiegen, im Gegenteil: je schwieriger die Situation für Schönstatt wurde und je länger die Verbannung Pater Kentenichs währte, desto mehr engagierte er sich umsichtig und ausdauernd für eine gottgewollte Lösung. Vor allem die Jahre des II. Vatikanischen Konzils sahen ihn, im Verein mit befreundeten Bischöfen aus dem In- und Ausland, in einer nie ermüdenden Aktivität. Gott der Herr allein weiß um den Anteil, den Bischof Heinrich an den bedeutenden Ereignissen der rechtlichen Verselbständigung des Schönstattwerkes durch Papst Paul VI. im Jahre 1964 und an der Heimkehr Pater Kentenichs aus dem Exil ein Jahr später hat. Der Schönstattfamilie wird unvergeßlich bleiben, wie Pater Kentenich, geleitet von Bischof Tenhumberg und Prälat Wissing, nach vierzehn Jahren erzwungenen Fernseins vom heiligen Ort, am Heiligen Abend 1965 wieder das Heiligtum der Mater ter admirabilis betreten konnte und noch am selben Abend seinen ersten großen Vortrag vor der örtlichen Schönstattfamilie hielt.

Seit dem Frühjahr 1966 hat Bischof Tenhumberg den Vorsitz im Generalpräsidium des Schönstattwerkes inne, ein Amt, das er trotz seiner starken Inanspruchnahme mit höchster Hingabe versieht. Allein die Tatsache, daß er damit der oberste Repräsentant des Schönstattwerkes ist, bedeutet für dieses nicht wenig. So weiß die Schönstattfamilie sich ihm in vielfältiger Weise zu tiefem Dank verpflichtet und bittet für ihn, daß sein Wahlspruch „Veni, Sancte Spiritus“ sich aus dem Coenaculum des Schönstattheiligtums reich erfülle.

Einen besonderen Dank schuldet REGNUM dem neuen Bischof von Münster. Er förderte die Gründung dieser Zeitschrift in einer entscheidenden Weise, nicht zum wenigsten durch den Mut und den Optimismus, den er allen an der Gründung Beteiligten einzuflößen verstand.

DIE DELEGIERTENVERSAMMLUNG DES Schönstattwerkes — die traditionelle Oktoberwoche — stand 1969, wie schon im Jahre vorher, im Zeichen des zu Gott heimgegangenen Gründers, seiner geistig-religiösen Gestalt, der Bedeutung seines Wirkens für das gegenwärtige Leben der Kirche und seiner Vision von der Zukunft. In dieser Hinsicht dürfte die Schönstattfamilie noch auf Jahre hinaus engagiert bleiben, ist ihr doch aufgetragen, das Erbe Pater Kantenichs nicht nur zu bewahren, sondern in die ganze Welt zu tragen, um es der Welt zu schenken. Das bedeutet aber auch: Schönstatt muß der Welt den Gründer selbst, seine Person, seine Geistigkeit und seine Sendung vermitteln und erschließen. Das vermag sie jedoch nur, wenn sie selber ganz und gar, bis in ihr Innerstes und in alle Lebensäußerungen hinein vom Geiste des Gründers durchtränkt und geformt ist.

Im Grunde heißt das, daß die Schönstattfamilie sich immer neue dankbare Rechenschaft geben muß über die Gabe, die ihr in der Person ihres Gründers zuteil geworden ist. Solange Pater Kantenich lebte und wirkte, sah er seine vornehmste Aufgabe darin, Zeugnis abzulegen für das Heiligtum der Mater ter admirabilis in Schönstatt: daß Maria diesen Ort in einer besonderen Weise auserwählt, daß sie ihren Thron dort aufgeschlagen und das Heiligtum zu einem Gnadenort gemacht habe, um von hier aus eine Erneuerungsbewegung für Kirche und Welt im Sinne des „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ entstehen zu lassen, daß also in Schönstatt sich eine neue göttliche Initiative ereignet habe und Schönstatt deshalb als ein Gotteswerk bezeichnet werden müsse. Nun, seit dem Heimgang Pater Kantenichs am 15. September 1968, obliegt es der Schönstattfamilie, Zeugnis für ihn abzulegen, für die Gottesgabe und das Gotteswerkzeug, das er war und ist.

Die Verwirklichung dieser Verpflichtung ist keine überflüssige Nebensache, sondern ein rettender Dienst. In der gegenwärtigen reichlich turbulenten Umbruchssituation der Kirche zeigen sich zunehmend zwei bedrohliche Gefahren: a) daß man bei dem „Umbau“ der Kirche nicht oder nicht intensiv genug nach dem Willen und den Weisungen Gottes fragt und b) daß man, von dem Wirrwarr der Frage- und Infragestellungen total durcheinandergebracht und überrannt, keinen Standpunkt mehr hat, von dem aus ein sinn- und zielvolles Handeln möglich ist. Hier bedeutet die Konzentration auf Pater Kantenich, daß man in ganz entschiedener Weise nach dem Willen Gottes fragt, diesem göttlichen Willen in allem den Vorrang gibt und konkret auf ihn eingeht; ferner: daß man einen festen

und klaren Standpunkt bezieht, und zwar in einer Seins- und Denkstruktur, die Pater Kantenich zum Wohle der Kirche charismatisch eingesenkt war und die eine universale Antwort auf die zentralen Fragen der heutigen Umbruchssituation darstellt.

Zur Begegnung mit Pater Kantenich führte Pater Menningen, der unter der zusammenfassenden Thematik „Mit dem Gründer bauen wir das marianische Reich des Vaters“ die meisten Referate der Oktoberwoche bestritt und mit diesem Motto zugleich die Sendung Pater Kantenichs in ihren grundlegenden Zügen charakterisierte. Pater Menningen begann mit einer „Rundschau“, die die Blicke der Delegierten „rückwärts“ (auf das Ereignis des Heimgangs Pater Kantenichs und das seither verflossene Jahr), „seitwärts“ (auf das 50-jährige Jubiläum der Gründung des Apostolischen Bundes und das 25jährige Jubiläum der Schönstatter Internationale), „vorwärts“ (auf die Vaterschaft des überzeitlichen Hauptes, die Erneuerung des marianischen Ursprungs und die Bedeutung des „Dilexit Ecclesiam“) und schließlich „aufwärts“ (in die jenseitige, göttliche Welt, die sich über Schönstatt geöffnet hat) lenkte.

In einem zweiten Teil unternahm Pater Menningen im Lichte der Glaubenswahrheiten über das diesseitige Fortleben des erhöhten Christus („Das Fortleben Christi in seinem mystischen Leibe“, „Das Fortleben Christi in einer moralischen Person“) eine theologische Untersuchung über das Fortleben des Gründers und überzeitlichen Hauptes der Schönstattfamilie als einer in der Gemeinschaft der Heiligen gründenden Teilhabe am diesseitigen Fortleben des erhöhten Christus und stellte im Anschluß daran eine Reihe von Leitsätzen für den „Mitvollzug der Schönstattfamilie am diesseitigen Fortleben des überzeitlichen Hauptes“ auf. Dieser zweite Teil der Darlegungen Pater Menningens war ohne Zweifel die Achse und das Kernstück der Oktoberwoche. Die Theologie, die dabei geboten wurde, dürfte für das heutige kirchliche Leben eine ungemene Aktualität besitzen, weil sie genau das ins Auge faßt, worauf es heute ankommt: das Heilswirken Gottes als je gegenwärtig zu erkennen und von daher die Spaltung zwischen Diesseits und Jenseits zu überwinden und Glauben wieder möglich zu machen.

Im dritten Teil analysierte Pater Menningen zunächst den „Gestaltwandel in Kirche und Welt“, um dann in längeren Ausführungen die Seins- und Denkstruktur Pater Kantenichs als ein „Richtbild für das Eingreifen Schönstatts in den Gestaltwandel“ darzustellen. Der vierte und letzte Teil der Vorträge stand unter der Losung, die Pater Kantenich acht

Tage vor seinem Tode der Schönstattfamilie anlässlich des Essener Katholikentages gleichsam als sein Testament gegeben hatte: „Mit Maria hoffnungsfreudig und siegesgewiß in die neueste Zeit!“ Dabei ging es um „die marianische Modalität der Schönstattfamilie und Schönstattgeschichte“, um „die lokale Gebundenheit der Gottesmutter und der Schönstattfamilie an das Schönstattheiligtum im Lichte der Sionstheologie“ und um „Schönstatt als Nova Filia Sion“.

Die Vorträge Pater Menningens zielten im letzten darauf ab, die Oktoberwoche zu einer schönstättischen Glaubensschule werden zu lassen. Durch die Einförmigkeit der Seins- und Denkstruktur Pater Kentenichs, der als Gründer eines Gotteswerkes sich selber als ein Gotteswerkzeug erwiesen hat, sollte den Delegierten ein Zugang zum gläubigen Verständnis der Kategorien des Handelns Gottes in der Heilsgeschichte, der von ihm geoffenbarten Heilswahrheiten erschlossen sowie die Fähigkeit vermittelt werden, aus der Sicht des Glaubens im Ideen- und Lebenswirbel der Gegenwart als Menschen und Christen jeweils die gottgefällige Entscheidung zu treffen.

Außer Pater Menningens sprachen auf der Oktoberwoche Oberstudienrat Krimm (Mainz) über die „Infragestellung der Kirche heute und Schönstatt“ und Diözesanpräses Fichtelbauer (Lippstadt) über das 50jährige Jubiläum der Gründung des Apostolischen Bundes.

DIE GENERALVERSAMMLUNG DER ARBEITSGEMEINSCHAFT DEUTSCHSPRACHIGER SÄKULARINSTITUTE für das Jahr 1969 fand am 1. und 2. November im Bildungszentrum der Erzdiözese München auf dem Domberg in Freising statt. In der verhältnismäßig kurzen Zeit gab es ein ziemlich reiches Programm zu bewältigen. Einer der wichtigsten Punkte der Tagesordnung war die Neuordnung der Arbeitsgemeinschaft, die sich seit der Gründungsversammlung in Stuttgart im Sommer 1967 nach und nach angebahnt hatte. Aus der einen Arbeitsgemeinschaft, die damals für den gesamten deutschen Sprachraum gebildet worden war, haben sich inzwischen eigene Arbeitsgemeinschaften der Schweiz und Österreichs herausgelöst — eine Entwicklung, die voraussehen war und auch mit Recht zu begrüßen ist. Daraufhin beschlossen nun die Delegierten der deutschen Institute in Freising, für den Bereich der Bundesrepublik ebenfalls eine selbständige Arbeitsgemeinschaft ins Leben zu rufen. Mit dieser Regelung soll allerdings nicht jegliche Zusammenarbeit unter den Instituten der bisher einen Arbeitsgemeinschaft eingestell werden. So denkt man daran, an dem gemeinsamen In-

formationsdienst festzuhalten. Alle zwei oder drei Jahre hofft man gemeinsame Tagungen zum Studium einschlägiger Fragen anberaumen zu können. Auch wurde angeregt, zwischen den drei Arbeitsgemeinschaften durch eine Kommission eine regelmäßige Verbindungsmöglichkeit einzurichten.

Ihre besondere Note erhielt die Generalversammlung durch ein Referat von Prof. Jean Beyer S. J., Rom, über das Thema „Welthaftigkeit und Weihe des Lebens in den Säkularinstituten“. Wie nicht anders zu erwarten, trug P. Beyer darin von neuem die sehr präzise, aber allzu eng fixierte Auffassung von Säkularinstituten vor, für die er bekannt ist. Seine Freisinger Ausführungen dürften in dieser Beziehung noch um etliches schärfer und damit allerdings auch problematischer gewesen sein. Daher blieb es nicht aus, daß sein Referat Unruhe und zum Teil sehr deutliche Kritik hervorrief. Es kann freilich nicht wundernehmen, daß apodiktisch vorgetragene Äußerungen wie die, daß man bereits anerkannten Säkularinstituten, die den neuen (von wem festgelegten?) Kriterien nicht ent-

Höhepunkte unter den sonstigen Veranstaltungen der Tagung waren die Feier zum 25. Jahrestag der Gründung der Schönstäter Internationale am 18. Oktober 1944 im Konzentrationslager Dachau, die Priesterweihe eines Mitglieds der Gemeinschaft der Schönstattpatres durch Bischof Tenhumberg am 18. Oktober morgens sowie die Schlußfeier und Schlußprozession von der Anbetungskirche auf Berg Schönstatt zum Urheiligtum im Tal, wo im Rahmen einer Andacht das Liebesbündnis von 1914 erneuert wurde.

Einen eigenen Akzent erhielten die Tage durch eine Zuspitzung der Lage um das Urheiligtum, die Wiege, Heimat und Lebensquelle der Schönstattbewegung. Genau auf den 18. Oktober fanden zwischen Vertretern der Genossenschaft der Pallottiner und des Schönstattwerkes Verhandlungen über eine befriedigende Lösung der Schwierigkeiten um das Urheiligtum statt, die allerdings kein Ergebnis zeitigten. In der Tatsache, daß die Verhandlungen gerade am 18. Oktober, dem Gründungstag Schönstatts geführt wurden, darf die Schönstattfamilie indes einen Hinweis erblicken, daß die Dreimal wunderbare Mutter, Königin und Siegerin die Angelegenheit um ihr Heiligtum in sicheren Händen hält.

sprächen, die Anerkennung wieder entziehen wolle, als dem Geist des II. Vatikanischen Konzils wenig gemäß empfunden wurden. Kritik kam in so gut wie allen Arbeitskreisen, in denen man P. Beyers Thesen diskutierte, unmißverständlich zum Ausdruck. Man meinte vor allem feststellen zu müssen, daß die Auffassungen des Referenten auf einer zu schmalen Erfahrungsbasis beruhen; im besonderen sei das Wirken des Heiligen Geistes in den Gründungsvorgängen der Institute und in deren Gründern viel zuwenig berücksichtigt. Das Referat P. Beyers stand auch offensichtlich in einem klaren Gegensatz zu dem Selbstverständnis der deutschen bzw. deutschsprachigen Arbeitsgemeinschaft der Säkularinstitute, wie es 1967 in Stuttgart in der sogenannten „Stuttgarter Resolution“ formuliert und angenommen worden war. In dieser Resolution, die sich die Deutsche Bischofskonferenz später offiziell zu eigen machte, hatte man sich dafür ausgesprochen, „daß der bereits in Provida Mater und Primo feliciter grundgelegte freie und breite Entfaltungsspielraum für die verschiedenen Ausdrucksformen der Säkularinstitute, der auch dem Geist und den Aussagen des II. Vatikanischen Konzils entspricht, erhalten bleibt“. Konkret war und ist mit dieser Formulierung gemeint, daß man unter den Säkularinstituten im deutschen Sprachraum, im Unterschied zu Auffassungen wie denen P. Beyers, die Institute, deren Mitglieder nicht nur einzeln in der Welt leben, sondern auch ein gewisses, der Sozialnatur des Menschen gemäÙes gemeinsames Leben — allerdings nicht das kanonische Gemeinschaftsleben der Klosterleute — sowie gemeinsame apostolische Werke kennen, durchaus als echte Säkularinstitute betrachtet.

Tatsächlich ist immer wieder zu fragen, warum Säkularinstitute keine gemeinsamen Werke und kein gemeinsames Leben haben sollen. Wird ihnen damit nicht etwas verwehrt, was den Laien in der Kirche sonst erlaubt ist und in kirchlichen Dokumenten wie dem Dekret über das Laienapostolat sogar dringlich von ihnen gewünscht wird? Auch vermag man nicht einzusehen, wieso gemeinsame Werke und ein Zusammenleben der Säkularität entgegenstehen sollen, kennt doch das gewöhnliche Leben der Menschen in der Welt das Zusammenleben und Zusammen-Vollbringen gemeinsamer Werke als größte Selbstverständlichkeit und Notwendig-

keit. Im übrigen darf man wohl mit Nachdruck erneut darauf hinweisen, daß es den Säkularinstituten und ihrer Fruchtbarkeit für Kirche und Welt mit höchster Wahrscheinlichkeit besser bekommen wird, wenn auch in Zukunft nicht nur ein Typ von Instituten besteht. Die Institute, deren Mitglieder in der Vereinzelung leben, dürfen gewiß einen Nutzen daraus ziehen, daß es auch Institute gibt, in denen Gemeinschaft mehr betont wird. Im Zusammenhang mit den hier angerührten Fragen bekam in Freising der Verdacht neue Nahrung, bestimmte Kreise seien vielleicht deshalb gegen Säkularinstitute mit der Möglichkeit gemeinsamen Lebens und gemeinsamer Werke eingestellt, weil diese dann den Platz besetzt hielten, den manche Orden und Kongregationen, die sich im Zuge ihrer nachkonziliaren Verwandlung praktisch zu Säkularinstituten entwickeln wollen, einnehmen möchten.

Da die Amtszeit des bisherigen Arbeitsausschusses der Arbeitsgemeinschaft abgelaufen war, fanden auf der Generalversammlung Neuwahlen statt. Auf Grund dieser Wahlen nimmt künftig Pfarrer Oskar Bühler vom Verband der Schönstätter Diözesanpriester die Vertretung der Schönstätter Säkularinstitute im Arbeitsausschuß wahr.

Abschließend seien im Rückblick auf Freising für die kommende Entwicklung der deutschen Arbeitsgemeinschaft drei Fragen gestellt:

1. Sollte die Arbeitsgemeinschaft sich nicht, wie die schweizerische und die österreichische Arbeitsgemeinschaft es bei ihrer Gründung sofort taten, trotz der Ablehnung, die ein entsprechender Antrag in Freising erfuhr, bald eine Geschäftsordnung und einen Vorsitz geben, wodurch u. a. ein geordneter und rascher Ablauf der Generalversammlung ermöglicht würde?
2. Ist es wirklich wünschenswert, daß Gemeinschaften, die ausdrücklich erklären, keine Säkularinstitute zu sein noch werden zu wollen, weiterhin in die Arbeitsgemeinschaft aufgenommen werden bzw. darin verbleiben?
3. Sollten auf künftigen Generalversammlungen — oder auch Studientagungen — an Stelle von Professoren, die an den Säkularinstituten nur ein mehr oder weniger akademisches Interesse haben, nicht die Mitgliedsinstitute selber mit ihrer Erfahrung mehr zu Wort kommen? Der Zielsetzung der Arbeitsgemeinschaft würde dadurch sicher gut entsprochen.

Buchbesprechungen

„UMRISSE EINER KÜNFTIGEN CHRISTENHEIT“ will Alfons Rosenberg in seinem Buch „Das Experiment Christentum“, mit dem unter der Herausgeberschaft von Otto Betz und Thomas Sartory im Verlag Pfeiffer, München, eine neue Reihe „Experiment Christentum“ eröffnet wird, darbieten. „Einige Zeichen des Kommenden“, soweit sie das Christsein betreffen“, möchte er sichtbar machen und deuten, „Vorentwürfe“, die über bloße Reformvorschläge hinausweisen (S. 8). Dabei geht es ihm letztlich um die Frage, welche Gestalt ein künftiges Christentum haben solle, „das weder in der Welt aufgeht noch sich in ein Getto zurückzieht“ (S. 7). Rosenberg gliedert sein Buch in drei größere Teile: (I) „Grundlagen und Voraussetzungen“, (II) „Gott und Mensch“, (III) „Kennzeichen einer künftigen Christenheit“.

„Wir sind gefordert, im Experiment zu leben“: das ist die Grundvoraussetzung, mit der Rosenberg beginnt. Diese Forderung gilt eigentlich für die Christen aller Zeit: das Christentum kann nämlich „innerhalb der Geschichte zu keiner endgültigen Form gedeihen“ (S. 19). Gegenwärtig hat die Forderung, „im Experiment zu leben“, eine besondere Dringlichkeit: die Neuzeit ist zu Ende und die Nachmoderne, in die wir eingetreten sind, entwickelt sich so schnell, daß Rosenberg mit Kardinal Suenens sagen zu müssen meint, alle zehn Jahre beginne ein neues Jahrhundert (S. 14). Damit stehen wir in einem revolutionären Zeitalter; die Revolution wird sogar die maßgebende Form der neuen Weltzivilisation sein (S. 28), und zwar handelt es sich dabei im Grunde um die Revolution, die mit der Gestalt und Botschaft Christi begonnen hat (S. 33). Darum gilt es, neue Einsicht in das Verhältnis zwischen christlichem Glauben und Revolution zu gewinnen (S. 37–51). Es gilt ferner, das Mißverständnis, „es ließe sich auf dem Fundament des Evangeliums eine formal einheitliche und unveränderliche Kirche errichten und bewahren“ (S. 51) durch ein Neuverständnis der Kirche zu ersetzen (S. 55). Der christliche Glaube muß wieder als „Glaube unterwegs“ verstanden (S. 60–62),

seine Kreuzstruktur neu begriffen werden (S. 69). Alles in allem heißt das: wenn der christliche Glaube weiterhin die Weltkultur durchsäuern soll, dann muß die bisherige Struktur seiner Verfassung erheblich geändert werden (S. 64/65). Reparaturarbeiten an der Kirche, wie sie das II. Vatikanische Konzil unternahm, genügen nicht mehr. „Die ungestüme Entwicklung, die unter Schmerzen zur radikalen Umbildung aller Verhältnisse des Menschengeschlechtes drängt, (wird) wie eine Sturmflut diese Insel der Restauration unter sich begraben“ (S. 25).

Der zweite Teil des Buches greift zunächst unter dem Thema „Vom Tod zur Wiedergeburt Gottes“ das Verhältnis zwischen dem Alten und dem Neuen Testament auf und kommt anschließend auf die heutige Gott-ist-tot-Theologie zu sprechen. Der „Tod Gottes“ bezieht sich nach Rosenberg auf den Gott des Alten Testaments (S. 86) und die bisherige geschichtliche Gestalt Gottes im Abendland (S. 91). Es folgt sodann ein offenbar mit speziellem Interesse geschriebenes Kapitel über die christliche Freundschaft, in welcher der Autor die große Chance der Zukunft schlechthin sieht: Freundschaftsbünde werden die Zellen der künftigen Gesellschaft sein (S. 99), aber auch die Kirche wird auf der „Eroskraft der Freundschaft“ beruhen (S. 100), wie auch das Jesusbild der Zukunft das des „Freundes“ sein wird (S. 94).

Im dritten Teil nimmt Rosenberg sein eigentliches Thema in Angriff und legt die nach seiner Meinung wesentlichen Kennzeichen der künftigen Christenheit dar. Danach wird es mit der Volkskirche zu Ende sein; die Unterscheidung Sakral-Profan fällt dahin; die Pfarrgemeindestruktur wird sich total wandeln; die Predigt eine neue Form, vor allem in der Laienpredigt und im Gespräch, finden. Christliche Existenz wird durch Anonymität gekennzeichnet sein, sich in Bruderschaften als Gemeinschaften der Laien vollziehen und, unter drastischer Reduzierung der bisherigen, neue Feste, die der eigenen Glaubenserfahrung entsprechen, schaffen. Die Hausge-

meinde wird größte Bedeutung erlangen, ebenso der Laie. Heiligkeit wird mehr Weltfrömmigkeit und Sache der Gemeinschaft sein. Die künftige Kirche muß vor allem zwei Probleme neu bedenken: das Problem, das durch die Begriffe „Dogmen, Gnosis und Theologie“ bezeichnet wird, sowie die Rolle des hl. Paulus („Wer aber wirft Paulus hinaus?“).

Wie der gedrängte Überblick erkennen läßt, rührt Rosenberg an eine Thematik, die große Aktualität besitzt. Die Fragen, die er anschnidet, brennen vielen auf der Seele, zumal denen, die sich in echter Weise für die künftige Gestalt und Rolle der Kirche interessieren und mitverantwortlich fühlen. Leider kann man nicht sagen, daß sein Buch der Thematik und den Erwartungen, die sein Titel weckt, gerecht wird. Dem Buch mangelt es erstens weithin an Originalität; es macht den Eindruck des Synkretistischen. Zweitens sind bestimmte grundlegende Begriffe und Positionen wohl nicht gründlich genug überdacht, so, was der Verfasser zum Institutionellen an der Kirche, zu ihrer hierarchischen Verfaßtheit zu sagen weiß. Drittens kommen Auffassungen zum Vorschein, die man vom Standpunkt der Geschichte und der katholischen Lehre her mit sehr deutlichen Fragezeichen versehen muß.

Was soll man z. B. davon halten, wenn Rosenberg schreibt, die hierarchisch strukturierte Kirche sei im Grunde nur durch ständige Verstöße gegen die Weisungen des Evangeliums durchgesetzt worden (S. 71)? Was von der Tendenz einer Abwertung des Alten Testaments, die durchgehend spürbar ist und in dem Wunsch zum Ausdruck kommt, die „folgeschwere Verbindung“ des Neuen mit dem Alten Testament, die von den ersten christlichen Jahrhunderten hergestellt worden sei, aufzulösen (S. 77)? Was von der Behauptung, vor allem bei den Synoptikern sei es zu einer

„Rejudaisierung“ der Botschaft Jesu gekommen (S. 85)? Mit Verwunderung liest man auch, daß Christus durch Paulus „zwar zuerst gedeutet — aber auch zuerst korrumpiert wurde“ (S. 178); oder daß Paulus „durch die zwar äußerst geschickte Verwendung von Methoden aus der Spätzeit der einst archaisch herben jüdischen Religion . . . gleichsam Verwesungstoffe in das werdende Christentum eingebracht“ habe (S. 181); oder daß „die Perversion der Gesinnung Jesu“ sich wohl kaum weitertreiben lasse, als es durch Paulus in Rö 13,1 f. geschehen sei (S. 183), und daß deshalb die Kirche in ganz wesentlichen Stücken von Paulus abrücken müsse, unter anderem auch von seiner „Verdächtigung des Eros“ (S. 181). Noch schwerer dürfte wiegen, daß es vom Kreuz von Golgatha heißt, es gehöre nicht in die Mitte der Botschaft Jesu und der Botschaft über Jesus (S. 193), und wir seien nicht durch das Kreuz erlöst (a.a.O.). Das Kreuz ist für Rosenberg vielmehr ein „Urzeichen“, ein „Abbild der Struktur der Wirklichkeit“, „Sinnbild für Leben, Licht und Fülle und die Einheit der Gegensätze“ (S. 63). Spätestens hier gewinnt man den Eindruck, daß in dem Buche ein moderner Gnostizismus am Werke ist. Dieser Verdacht wird durch die Tatsache verstärkt, daß der Autor nachdrücklich für eine Neubewertung der Gnosis eintritt und in Joachim von Fiore mit seinem „ewigen Evangelium“ den „größten christlichen Propheten“ zu erkennen meint (S. 192). Von solcher Grundeinstellung aus lassen sich schwerlich „Umriss einer künftigen Christenheit“ aufzeigen, die eine wirkliche Orientierung darstellen.

Alfons Rosenberg, *Das Experiment Christentum. Umriss einer künftigen Christenheit*, München: Verlag J. Pfeiffer 1969, kt., 202 S., DM 10,80, („Experiment Christentum“ Nr. 1).

E. Monnerjahn

AM ERSTEN ADVENTSSONNTAG DES verflossenen Jahres hat die vom II. Vatikanischen Konzil initiierte Liturgiereform einen neuen, wichtigen Schritt nach vorne getan. Von besonderer Bedeutung war dabei die Einführung einer neuen Ordnung für die Lesungen aus der Heiligen Schrift, die fortan in der heiligen Messe zum Vortrag kommen. In dem Dreijahreszyklus, der nunmehr maßgeblich ist, sind nicht weniger als etwa tausend neue Lesungen enthalten. Diesen Reichtum gilt es künftig in der Predigt, aber auch in privater Beschäftigung mit den Texten zu erschließen. Hierzu dürfte der von Thierry Maertens und Jean Frisque geschriebene „Kommentar zu den Lesungen der Messe“ Seelsorgern wie Laien

eine sehr brauchbare Hilfe bieten. Das Kommentarwerk, das neun Bände umfassen und gleichzeitig in acht Sprachen — bis Ende 1970 — erscheinen wird, stellt eine völlig umgearbeitete Form des 1965/66 herausgekommenen fünfbandigen „Kommentars zum Meßbuch“ der gleichen Autoren dar.

In jedem Band werden, wie aus dem zuerst erschienenen, der vom ersten Adventssonntag bis zum Sonntag nach Erscheinung reicht, hervorgeht, die Lesungen aller Zyklen, der drei Sonntags- und der zwei Ferialzyklen, hintereinander kommentiert, und zwar so, daß jeweils auf die Auslegung der Sonntagslesungen eine sogenannte Weisung des Glaubens

folgt. Die Auslegung gliedert sich in drei Teile. Im ersten geht es um den exegetischen Zusammenhang der Perikope, im zweiten um die thematische Auslegung, im dritten um die kritische Vergegenwärtigung. Die „Weisung des Glaubens“ reflektiert über grundlegende Themen, die im biblischen Kommentar herausgearbeitet wurden, und will zur Eucharistiefeier hinführen, „das heißt, auf den Wesensvollzug des von der Kirche gelebten Lebens, eines Tuns, welches das ganze Mysterium Christi und das ganze Mysterium der Kirche umfängt“ (Vorwort S. 14/15).

Nach Einsichtnahme in den ersten Band darf man das Urteil wagen, daß man sich den Autoren in exegetischer Hinsicht anvertrauen darf. Hervorragend scheinen die „Weisungen des Glaubens“ zu sein. Vom Standpunkt Schönstatts aus vermerkt man mit besonderer

Freude, daß die Autoren sich bei ihrem Unternehmen von einer Methode der Aktualisierung des Gotteswortes leiten ließen, die in Schönstatt wohlbekannt ist. Nach dieser Methode wird das in der Heiligen Schrift verkündete Gotteswort mit jenem Wort konfrontiert, „welches geheimnisvoll die Ereignisse der heutigen Welt und die Geschichte der Kirche trägt und bewegt“ (S. 13). Eine Predigt, die nach der gleichen Methode verfährt, wird zu einer wahren und wirksamen Orientierung für ein Leben aus dem Glauben werden.

Thierry Maertens — Jean Frisque, Kommentar zu den neuen Lesungen der Messe, 1. Band: Erster Adventssonntag bis Sonntag nach Erscheinung, Freiburg i. Br.: Verlag Herder 1969, kt., lam., 332 S., DM 23,00.

E. Monnerjahn

Unter dem Titel ist die Januar-Nummer 1969 unserer Zeitschrift REGNUM über den verewigten Gründer des Schönstattwerkes Pater Joseph Kentenich

INMITTEN DER KIRCHE

als Sonderdruck erschienen. Acht bekannte Autoren aus der Schönstattfamilie haben sich darin zusammengetan, um Persönlichkeit, Wirken und Werk Pater Kentenichs auf dem Hintergrund des gegenwärtigen Umbruchs in Kirche und Welt einer ersten Würdigung zu unterziehen. Die Autoren und ihre Beiträge:

Engelbert Monnerjahn:	Inmitten der Kirche
August Ziegler:	Deuter der Zeit
Alex. Menningen:	Geheimnis einer prophetischen Berufung
Günter M. Boll:	Prophetischer Menschenbildner
Joseph Schmitz:	Begnadeter Priesterseelsorger
M. Isabell Nei:	Erzieher der Altera Maria
Benjamin Pereira:	Marianische Sendung
Norbert Martin:	Jenseits von Individualismus und Kollektivismus

Der Preis des Sonderdrucks beträgt DM 4,00. Bestellungen können bei allen Buchhandlungen oder direkt beim Verlag vorgenommen werden.

Verlag ORBIS Wort und Bild GmbH, 44 Münster, Postfach